Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 122 (1944)

Artikel: Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs : 26. August 1444

Autor: Hartmann, Alfred / Bruckner, Albert / Suter, Paul

Kapitel: II.: Die Schlacht

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006919

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

II.

Die Schlacht

von

Albert Bruckner

I

Eidgenössische Politik im Alten Zürich-Krieg

Nach einem blutigen Ringen war es der noch jungen Eidgenossenschaft am Ende des 14. Jahrhunderts gelungen, den Feudalismus in ihrem Machtbereich entscheidend zurückzudrängen und sich auf Kosten Habsburgs ein nur vom Reich abhängiges territoriales Hoheitsgebiet zu schaffen, das sie in den Friedensschlüssen von 1389, 1394 und 1412 mit dem besiegten Oesterreich dauerhaft zu festigen verstand. In einem wenig ruhmreichen Feldzug und unter Bruch der Verträge, der freilich von den Fittichen des luxemburgischen Reichsadlers überschattet wurde, erfolgte dann 1415 die Aneignung der fruchtbaren habsburgischen Stammlande im Aargau. Damit die Eroberung eines dem Bestand der VIII Alten Orte stets noch gefahrdrohenden, reichen und wertvollen Verbindungsgebietes zwischen den westlichen und östlichen Bundesgliedern, das von einem zahlreichen, dem Erzhause treu ergebenen, unter sich vielfach versippten Landadel bewohnt wurde. Mit der Konsolidierung ihres durch Kriege und Bündnisse geschaffenen Staates setzte auch bereits die Bildung gemeineidgenössischer Untertanengebiete ein.

In den zwanzig Jahren seit der Vernichtung der österreichischen Herrschaft im Unteraargau waren die eidgenössischen Orte mächtig erstarkt. In den regierenden Städten und Ländern wohnte dank dem hohen Gewerbefleiss der zünftisch organisierten Bürgerschaft, dank der blühenden Alp- und Viehwirtschaft einer mit dem grossen ausländischen Exportgeschäft wohl vertrauten Bevölkerung und der vielgerühmten Handelstüchtigkeit einer fortschrittlichen, frühkapitalistisch gerichteten oberen Schicht eine habliche, ja reiche Einwohnerschaft, deren führende Familien als «Ehrbarkeit» die Geschicke der einzelnen Kantone fest in der Hand hielten und gemeinsam die eidgenössische Politik machten.

Seit der Ueberwindung des bei uns wesentlich österreichischen Lehenswesens hatte sich eine merkliche soziale Verschiebung vollzogen. Der einst mächtige Adel fristete jetzt und in Zukunft immer mehr, heruntergekommen und verarmt, vor den modernen Ideen reserviert, ein kümmerliches Dasein auf seinen verfallenden Schlössern — eine im Abstieg begriffene Klasse, deren Blütezeit gewesen und unwiederbringlich dahin war. Wenn der einzelne sich rechtzeitig ins Burgrecht einer Stadt hatte aufnehmen lassen, so konnte er den Ruin seines Hauses aufhalten. Da bildete er mit seinesgleichen die «obere Stube», hatte Einfluss auf die Staatsgeschäfte und widmete sich oft tatkräftiger der Kommune als dem Ausbau einer Lehensherrschaft. Diese Geburtsaristokraten — Ritter, Freiherren, selbst Grafen — besassen oft schon seit Generationen ihre vielfachen feudalen Bindungen, vorab zum Hause Habsburg. Sie waren in ritterlichen

und lehensrechtlichen Anschauungen aufgewachsen, inmitten der von ihnen nicht selten verachteten eidgenössischen Staatsformen, und in Zeiten politischer Unsicherheit — bei den Eidgenossen heisst das lange nichts anderes als Spannung mit Oesterreich — bot der Adel auf dem Lande und in der Stadt nur allzuhäufig das Bild einer vom eidgenössischen Standpunkt aus wenig zuverlässigen Mächtegruppe: nicht nur erwiesen sich dann die uralten Bluts- und Standesbindungen der adligen Dienerschaft zum herzoglichen Hause stärker als die Interessen für die eidgenössische Sache, sondern der Adel sah in Zeiten politischer Gärung Möglichkeiten eines erneuten Aufstieges seiner entthronten Schicht und der Wiedergewinnung verlorener Rechte und Positionen.

Neben diesem Feudaladel existierte in den Ländern und Städten eine neue, tonangebende Gesellschaft. In den Freiheitskriegen hatte sie und nicht etwa der alte einheimische Adel die Führung, hatte sie ihre Blutopfer gebracht. Es sind die seit Jahrhunderten, vielleicht in älteste Zeiten der alamannischen Landnahme zurückreichenden, durch Besitz und Geld, Klientel und Beziehungen herrschenden Geschlechter, die in allen Angelegenheiten des Landes massgebend waren und eine, wenn auch nicht feudale Bluts- und Geldaristokratie darstellten, die auf dem willfährigsten, aber auch gefährlichsten Instrument aller Epochen, selbst der modernen Demokratie, dem Volk, wie auf einer Klaviatur meisterlich zu spielen verstand. Rein timokratisch führten und verwalteten diese millionenschweren, länderreichen Vornehmen die Interessen und Affären des Staates, den sie vielfach geradezu als ihr korporatives Eigentum betrachteten. Schon begann ihr Aufstieg in die ehemals höhere Schicht des Adels, den sie aber an Reichtum und Einfluss ganz in den Schatten stellten. Sie traten in lehensrechtliche Bindung zu Bischöfen, zum Reich, zu Oesterreich, Savoyen, Burgund und Frankreich, ohne dass sie riskieren mussten, gefügige Werkzeuge fremder Potentaten zu werden — waren sie doch ihre Bankiers, und das Geld hat auch schon damals die Welt regiert.

Aus der Fülle der politischen und wirtschaftlichen Erscheinungen jener Tage heben wir eine Tendenz einzelner, besonders lebenskräftiger, frisch aufstrebender Orte hervor; sie wird von fundamentaler Bedeutung und hat wesentlich zum Umfang der heutigen Schweiz beigetragen: der Ansatz zu weitausgreifender selbständiger politischer Tätigkeit und der damit zusammenhängenden Ausbreitung der Machtbefugnisse und des Machtbereiches. Diese gesunde und kräftige Politik liegt in den Grenzen des Möglichen, eines gegenseitigen Ausgleichs. Noch besitzen tatsächlich manche Orte die Möglichkeit einer territorialen Ausdehnung in verschiedener Richtung. Das Staatsgebiet einzelner Orte ist durchsetzt von zahlreichen kleineren Adelsherrschaften, oder es stösst an fremdes, nicht verbündetes eidgenössisches Gebiet, was alles zur Arrondierung geradezu auffordert und verlockt. So greifen bekanntlich Uri und Unterwalden über den Gotthard nach den ennetbirgischen Tälern, Bern später nach savoyisch-burgundischem Gebiet, Basel und Solothurn nach dem Jura usw. Und nach der Reformation macht diese Annexionspolitik in den evangelischen Orten auch vor geistlichem Besitz nicht Halt. Dass sich mitunter die Interessen einzelner Kantone überschnitten, wer hätte das hindern können: es zeigt sich bei der Eroberung der südlichen Täler, wird sich in den Burgunderkriegen im Westen wiederholen, und hat je und je die nördlichen Bundesglieder, Basel und Solothurn, offen und heimlich beschäftigt. Meist findet die Einsicht der politisch klugen

und gemässigten Führer, über welche die eidgenössischen Orte in überraschend grosser Zahl verfügt haben, den richtigen Ausweg, der etwa durch ein Schiedsgericht die Differenzen friedlich beseitigt und beiden Konkurrenten von Nutzen ist.

Ein Fall verwickeltster Konkurrenzierung in den Machtaspirationen zweier Orte liegt 1436 zwischen Schwyz und Zürich beim Tode des letzten Grafen von Toggenburg, Friedrichs VII., jenes klugen, energischen und gerechten ostschweizerischen Dynasten der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts, vor, und Spannungen und Gegensätze zwischen diesen massgeblichen Gliedern der Eidgenossenschaft schon Jahre vorher unter der Oberfläche verborgen, brechen nun mit aller Heftigkeit los. Leicht verständlich, denn hier kreuzen sich die von beiden Seiten mit Zähigkeit und List seit langem geführten Bestrebungen zur Ausdehnung der territorialen Macht an den obern Zürichsee und in das vom Grafen in überlegener Politik zusammengeraffte und erworbene Gebiet am Walensee, zur Aneignung oder wirtschaftlichen und politischen Durchdringung des Toggenburgs. Im Burg- und Landrecht mit Zürich und Schwyz, hatte der Graf, der zu Lebzeiten vorsichtig und überlegen zwischen den Eidgenossen und Habsburg lavierte, beiden Teilen mancherlei Vergünstigungen in Aussicht gestellt. Nun er kinderlos gestorben und auch kein Testament vorhanden, kam es auf die Schnelligkeit und Wendigkeit des Einzelnen, auf seine politische Klugheit an. Während sich Schwyz mit den Erben des Grafen verband, ergriff Zürich die Partei der gräflichen Witwe Elisabeth, die man als die präsumtive Erbin des Toggenburgers betrachtete. Doch Zürich setzte auf die falsche Karte. Das toggenburgische Erbe gelangte zu gemeinsamer Hand der Witwe und der Verwandten, die nach Verteilung des Erbes die Herrschaften Uznach, Gaster, Weesen und Windegg 1438 an Schwyz und Glarus verkauften, ein Landrecht mit Schwyz eingingen und sich von Zürich lossagten. Damit hatte die Stadt auf der ganzen Linie verspielt. Der politisch überlegene Gegner in der Gestalt des genialen Schwyzer Landammanns Ital Reding d. Ae. hatte durch seine, in entscheidenden Augenblicken richtigen Schachzüge gesiegt, Schwyz die angestrebte territoriale Vergrösserung und den Zutritt zur wichtigen Verkehrslinie des Walensees erhalten.

Ohne Zweifel, wären die Spannungen, die wegen des Toggenburgers schon seit längerer Zeit bestanden, nicht auch in anderer Beziehung tiefgreifende gewesen, der Konflikt hätte sich wohl noch befriedigend lösen lassen. Indessen, Zürich, seit urdenklichen Zeiten Reichsstadt mit stolzen Traditionen und grossen Ambitionen, wiederholt das bevorzugte Absteigequartier der deutschen Könige und Kaiser, betrachtete sich damals, trotz der Gemeinschaft mit den eidgenössischen Ländern, weit eher als die weitest gegen Burgund vorgeschobene schwäbische Reichsstadt, verbündet mit süddeutschen Städten und jährlich durch ein Kontingent deutscher Neubürger vermehrt. Die der eidgenössischen Sache durch Abstammung, Interessen und Anschauungen verpflichteten Zürcher Bürger wurden durch die sich für die Ehre, das Ansehen und die Macht der Reichsstadt ereifernde Mehrheit unter Führung des eigensinnigen, machterfüllten und trotzigen Bürgermeisters Rudolf Stüssi in den Hintergrund gedrängt und zum Schweigen gebracht.

Der Bürgerkrieg drohte auszubrechen, und tatsächlich kam es, als Zürich die Lebensmittelsperre gegen den Gegner verhängte, um ihn durch Hunger und Not zum Einlenken

zu zwingen, zur ersten, für Zürich verhängnisvollen Kraftprobe am Etzel (Mai 1439) und bei Pfäffikon (5. Nov. 1439). Kampflos verlor Zürich die weinreichen «Höfe» am obern Zürichsee. Daraufhin schloss man am 1. Dezember 1440 in Luzern Frieden. Er barg bereits den Keim zu neuer Verwicklung in sich.

Während Zürich die ihm auferlegten Bedingungen äusserlich erfüllte, sann die Stadt, tief erbittert, dass Schwyz im Besitz der schon vor langem erworbenen «Höfe» blieb, auf Rache und Rückgewinnung des Verlorenen. Der hintergründige Drahtzieher der damaligen Zürcher Politik war kein Geringerer als der um die städtische Verwaltung hochverdiente, überaus tüchtige kaiserliche Notar und Zürcher Stadtschreiber, Michael Stebler genannt Graf von Stockach, seit 1428 Bürger des Gemeinwesens. Von ihm sagt der trefflich unterrichtete Chronist Hans Fründ, als Landschreiber von Schwyz der zeitgenössische Kollege Grafs im feindlichen Lager, «Derselbe stattschriber uns allen in unsern geschworenen pünden vil irrung und nüw unfrüntlichen glosen exponiert, denn er was ouch ein frömd harkommen man und den die herschaft (gemeint ist Oesterreich) erzogen hat». Fründ stellt ihn als das Werkzeug der österreichischen Politik dar, so dass man ihm den folgenschweren Schritt, den Zürich bald nach dem Luzerner Frieden tat, mit zur Last legen wird. Denn in völliger Verblendung und in Verkennung der öfter beschwornen eidgenössischen Bünde liess es sich in die Arme des österreichischen Erzfeindes treiben. Bereits am 17. Juni 1442 wurden — in Gegenwart von Michael Graf — geheime Verträge am Krönungstage des Kaisers in Aachen zwischen dem Erzhause und der freien Reichsstadt Zürich vorläufig unterfertigt.

An der Spitze des Reiches stand als Nachfolger des unlängst verblichenen, viel versprechenden Albrechts II. (gest. 1439) Friedrich III., ein gebildeter, selbst des Lateins mächtiger Fürst, eine egoistische Sammlernatur mit manchem Spleen, aufrichtig fromm und von musterhaften Sitten, sparsam, geizig, ohne geistigen Schwung, ohne Tatkraft und Entschlossenheit. Durchdrungen von der Grösse und der zukünftigen Bedeutung seines Hauses — auf ihn geht die berühmte Devise AEIOU «Austriae est imperare orbi universo — Alls erdreich ist Osterrich underthan» zurück —, trachtete der Kaiser nach Restitution der verlorenen Stammlande im Aargau und lebte der Vergeltung der seinen Vorfahren angetanen Schmach durch die Eidgenossen. Da trat nun der unerhörte Glücksfall ein, dass eines der wichtigsten Bundesglieder der verhassten oberen Lande, Zürich, ihm durch den unerwarteten Anschluss an Oesterreich willig die Hand zur Verwirklichung seiner Pläne bot. Durch diese in Aachen zustandegekommene Defensivallianz mit dem Erzhause sollte Zürich vom Kaiser gegen seine eidgenössischen Widersacher unterstützt werden. Als Ergebnis der gemeinsamen Aktion gegen die Schweizer — dass sie nur einen glücklichen Verlauf nehmen konnte, davon war man überzeugt — schwebte den Kontrahenten vor die Uebergabe der Herrschaft Baden und des Aargaus an das Erzhaus, der Gewinn des Toggenburgs und von Uznach für Zürich und endlich die Gründung einer neuen, vom Schwarzwald bis Graubünden und Tirol reichenden Eidgenossenschaft österreichischer Prägung mit Zürich als Vorort. In Anwesenheit des Reichsoberhauptes wurde der Pakt am 23. September 1442 im Zürcher Grossmünster feierlich beschworen. Alsbald übernahm der an den Verhandlungen bedeutsam beteiligte gefährliche Parteigänger Friedrichs III., Markgraf Wilhelm von Hochberg-Baden, ein

erbitterter Gegner der Eidgenossen, die politische, der tüchtige österreichische Feldhauptmann Thüring von Hallwil die militärische Leitung in der verbündeten Reichsstadt.

Die Abkehr Zürichs von seinen Bundesgenossen, seine Uebergabe an die Herrschaft und die Verwandlung der Stadt in ein österreichisches Feldhauptquartier konnte den Eidgenossen nicht gleichgültig sein, da dies alles deutlich gegen sie und den Bestand ihrer Kommunen gerichtet war. Die Anstrengungen der Eidgenossen, Zürich zum Rücktritt von dem vorschriftswidrigen Bündnis mit Oesterreich und zur Entlassung der österreichischen Söldner zu bewegen, scheiterten. Der Bürgerkrieg wurde unvermeidlich. Sein Ausgang konnte den mit unerhörten Blutopfern gewonnenen Bestand der Alten Orte in Frage stellen. So wurde der Krieg für die Schweizer und das mit ihnen verbündete Solothurn ein Ringen auf Tod und Leben um die Existenz ihrer mühsam errungenen staatlichen Sonderstellung mit dem erneut in die Schranken tretenden alten Gegner, Oesterreich, und den ihm selbst in ihrem eigenen Lager botmässigen Adel.

Am 20. Mai 1443 sandten Schwyz und Glarus ihre Absagebriefe an Zürich und Oesterreich, die Kriegserklärungen der übrigen Kantone folgten sofort. In der Hauptsache spielte sich der Krieg auf zürcherischem Gebiet ab, wohin ihn die Schwyzer mit der ihnen eigenen Initiative und Ueberlegenheit alsbald trugen. Seinen ersten Höhepunkt fand er im Treffen bei St. Jakob an der Sihl vor den Mauern und Toren der Stadt Zürich (22. Juli 1443), wo Rudolf Stüssi und Michael Graf fielen. Ein am 9. August geschlossener Waffenstillstand unterbrach die Feindseligkeiten für acht Monate.

Am 22. März 1444 traten die Parteien zu einer Friedenskonferenz in Baden zusammen, der man in Schwaben grösste Aufmerksamkeit schenkte. Nicht umsonst befürchtete der süddeutsche Adel ein Uebergreifen der antifeudalen Tendenzen der Schweizer auf die Gebiete jenseits des Rheins, und dies musste auf alle Fälle verhindert werden. Die Städte aber und Bischöfe hatten ihrerseits ein lebhaftes Interesse an der schleunigen Beilegung des Konflikts, da die Kriegsläufte allem Handel Abbruch taten. Die beiderseits erbittert geführten Verhandlungen brachten kein positives Ergebnis. Zürich geriet jetzt mehr denn zuvor ins Schlepptau der österreichischen Partei und schlug innerhalb seiner Mauern mit einer Terrorherrschaft jeden ernsthaften Widerstand nieder. Nach dem Ablauf des Waffenstillstands (23. April 1444) ging der Krieg mit ungeheurer Wut, mit Hass und Ingrimm, mit rücksichtsloser Schonungslosigkeit und härtester Grausamkeit weiter. Auf den Fall der Veste Greifensee und auf die schauerliche Hinrichtung der Besatzung (28. Mai 1444) begann am 24. Juni die umfassende Belagerung Zürichs zu Wasser und zu Land. Bereits in Kenntnis österreichischer Verhandlungen mit der Krone Frankreich um namhafte Hilfeleistung, suchten die Schweizer durch einen gewaltigen Einsatz — die Armee vor Zürich betrug 20 000 Mann — die Stadt zu forcieren, um den Rücken gegen die drohende Gefahr aus dem Westen frei zu bekommen.

II

Das österreichische Bündnis mit Frankreich

Während sich diese Ereignisse in der Eidgenossenschaft zutrugen, ging der Krieg zwischen Frankreich und England seinem, von beiden Parteien, besonders von dem schwer heimgesuchten französischen Volk lang ersehnten Ende entgegen. Am 28. Mai 1444 wurde in der uralten Bischofstadt Tours ein Waffenstillstand für 18 Monate unterzeichnet. Er setzte den grässlichen Verwüstungen Frankreichs ein Ziel und führte das an den Rand der wirtschaftlichen Katastrophe gebrachte Land langsam wieder gesunden Verhältnissen entgegen.

Der damalige Träger der Krone Frankreich war Karl VII., von Angesicht und Gestalt hässlich, argwöhnisch und vereinsamt, doch ausgezeichnet durch ein gerades und gerechtes Urteil, leutselig, ja milde, geistigen Dingen aufgeschlossen, ein Mann freilich, dem man nachsagte, er sei seiner Sache nie sicher und ein Schwächling — «N'estoit nulle part seur, ne nulle part fort». Eine traurige und unsichere Jugend, ein ermüdendes, aber mit grossen Erfolgen begünstigtes Ringen um seine eigene und seines Volkes Existenz mit den Engländern seit seiner Machtübernahme im Jahre 1422 machten ihn zu jenem, von manchen Zeitgenossen verhassten und gefürchteten Monarchen, der unter aussergewöhnlichen Umständen — man denke nur an die heldische Figur der heiligen Johanna — sein Königreich aus einem Trümmerhaufen zu einem der mächtigsten Staaten Europas gestaltete.

Noch vor Unterzeichnung des Vertrags von Tours griff er bereits die Ambitionen früherer französischer Herrscher wieder auf und legte in zäher Verfolgung seiner Ziele die Grundlage für die Errichtung der absoluten Monarchie durch seinen Sohn, Ludwig XI. Namentlich wandte damals Karl der burgundischen Frage sein Augenmerk zu. Seit langem war die französische Ostpolitik ureigenste Domäne der aus königlichem Geblüt stammenden mächtigsten Kronvasallen, der Herzoge von Burgund, geworden, die unter Philipp dem Guten auf dem Zenith ihrer Macht angelangt waren. Während der Selbstzerfleischung des französischen Volkes hatte Burgund eine selbständige, den Interessen des französischen Staates keineswegs Rechnung tragende Politik getrieben. Immer mehr waren die Herzoge damals durch zahlreiche Gebietserwerbungen zu Reichsfürsten geworden, und im Frieden von Arras 1435 war auch das letzte Band der Vasallität Burgunds vom französischen König zerschnitten worden. Tatsächlich bestand für Frankreich die grosse Gefahr, dass Herzog Philipp ein eigenes Königreich auf dem Boden des ehemaligen Imperiums Kaiser Lothars errichtete. Nicht umsonst strebte er nach der Erwerbung der Verbindungsglieder zwischen den Niederlanden, Burgund und Freigrafschaft: Elsass, Baar, Lothringen, Luxemburg, — Aspirationen, die erst seinem Sohne, Karl dem Kühnen, teilweise zu verwirklichen glücken und zugleich seinen jähen Untergang herbeiführen sollten. War Herzog Philipp vorerst zwar am energischen Widerstand Kaiser Sigmunds abgeprallt, so konnte er um so eher bei Friedrich III., dem unentschlossenen, schwächlichen und furchtsamen Habsburger, der die Hausinteressen turmhoch über die des Reiches stellte, auf Erfüllung seiner geheimsten Wünsche und Pläne hoffen. Mit ihm knüpfte er denn auch bereits im Spätjahr 1442 persönliche Be-

ziehungen an. Als jedoch Markgraf Wilhelm von Hochberg, zur Liquidierung des Krieges mit den Eidgenossen auf fremde Hilfe angewiesen, den Herzog durch seinen Machtboten, Ritter Peter von Mörsberg, jenen hasserfüllten und tatkräftigen Gegner der Eidgenossen, 1443 zu einer Militärallianz mit Oesterreich und zur Stellung seiner 14000 Schinder zu bewegen suchte, da blieb Philipp der Gute in kühler Reserviertheit neutral: Der von ihm geforderte Preis für ein solches Unternehmen, die Belehnung mit dem Herzogtum Luxemburg, war selbst Friedrich III. zu hoch.

Besseres Gehör fand das Erzhaus für seine dringenden Bedürfnisse indessen beim französischen Gegenspieler, Karl VII., der bereits 1430 mit Herzog Friedrich mit der leeren Tasche von Oesterreich ein bedeutungsloses Bündnis abgeschlossen und seine Tochter Radegundis mit dem Neffen Friedrichs III., Sigismund, verlobt hatte. Am 22. August 1443 wandte sich nun Friedrich III. in einem, von seinem humanistischen Sekretär Enea Silvio Piccolomini, dem späteren Papst Pius II., konzipierten persönlichen Handschreiben an den vetterlichen Monarchen und beschwor ihn um Sukkurs gegen die Eidgenossen. Die Antwort, die der König dem Ueberbringer der kaiserlichen Botschaft, dem gleichen Peter von Mörsberg, anvertraute, war zurückhaltend, Aufschub und Geduld heischend. Denn gerade damals brauchte Karl VII. seine Soldtruppen gegen den Grafen d'Armagnac im Süden und noch waren die Waffenstillstandsverhandlungen mit England nicht abgeschlossen. Das Zustandekommen des Turnoser Vertrages reifte dann allerdings rasch den Entschluss Karls. Jetzt bekundete er den neuerlich gemachten Eröffnungen des römischen Königs und seines Boten, des Grafen Wilhelm von Lützelstein, vollstes Entgegenkommen.

Bestimmend für Karl VII. war zwar keineswegs der Gedanke, dem ihm fernen und fremden belagerten Zürich Entsatz zu bringen. Im Vordergrund des königlichen Konzeptes stand vielmehr die Absicht, die zuchtlosen kriegerischen Banden, die durch den Waffenstillstand vom 28. Mai 1444 unbeschäftigt waren, in Reichweite — für den Fall der Fortführung des Krieges gegen England — ausser Landes zu führen und das schwergeprüfte Land davon zu befreien, «de trouver façon de vuider et mectre hors de nostredict royaume les gens de guerre qui y vivoient sur les champs faisant ladicte pillerie et autres maulx importables à nosditz subgetz» wie er sich deutlich genug später ausgedrückt hat. Die Bekämpfung dieser furchtbaren Landplage war schon seit Jahren eines der vornehmsten Ziele des Königs. Die gegen die undisziplinierten Kriegsleute erlassenen Mandate und Ordonnanzen blieben erfolglos. Nach wie vor lebten die Berufskrieger, denen das Abenteuerleben zur zweiten Natur geworden, von Strassenraub und Plünderung. Nichts war vor ihnen sicher. Energisch forderten die Prinzen, als das vom Dauphin Ludwig mit den Kronvasallen gegen den König durchgeführte Komplott, die sog. Praguerie, niedergeschlagen war, die Entfernung dieser Routiers aus dem Lande und die regelmässige Besoldung der im Dienste des Königs verbleibenden Truppen. Durchaus eine berechtigte Forderung, der aber nur schwer zu entsprechen war. Mehr denn je waren diese Krieger auf Strassenraub angewiesen, denn kein offener Feldzug gegen die Engländer verschaffte ihnen die zum Leben notwendige Beute, und der König selbst war so mausearm, dass er an eine Besoldung gar nicht denken konnte. So waren die Zustände bereits im Jahre 1443 unerträglich geworden, die Provinzen

wurden mit Brennen, Morden, Rauben, Plündern und allen furchtbaren Exzessen aufs schlimmste heimgesucht. Die Bedrückung Frankreichs hatte die äusserste ertragbare Grenze erreicht. Da bot der Waffenstillstand mit England, der zunächst die Lage als unerhört schwierig erscheinen liess, dem König die glückliche Lösung, sich dieser Soldateska bequem und rasch auf Kosten des Auslandes zu entledigen. Auf das erneute Hilfegesuch Oesterreichs, das in jener Zeit gestellt wurde, beschloss daher die Krone, alle Führer und Kriegsleute, die auf Kosten des Landes raubten und plünderten, und eine grosse Zahl der in den Grenzgarnisonen stationierten Truppen unter dem Dauphin dem Erzhause zuzuführen.

Dieser Entschluss, mit dem Karl VII. sein Land von seinen Peinigern befreite und zugleich den Grund zur grossen Heeresreform und Armeeorganisation des Jahres 1445 legte, war freilich noch mit andern Plänen des Monarchen verknüpft. Karl VII. rechnete damit, den weitgreifenden Ambitionen des burgundischen Herzogs mit dieser militärischen Expedition Hindernisse in den Weg zu legen und sich in Lothringen und am Oberrhein wirksame Stützpunkte gegen die Ausdehnung des burgundischen Reiches zu schaffen. Die letzte Triebfeder, die den König zum Bündnis mit Oesterreich verlocken mochte, war vielleicht auch die Möglichkeit einer Ausweitung des französischen Einflusses an den Rhein in Form einer politisch-wirtschaftlichen Durchdringung des Elsass oder selbst in Gestalt tatsächlicher Beherrschung, Bestrebungen, die am damaligen königlichen Hofe ebenso diskutiert wurden wie später und in den Eroberungen Ludwigs XIV. ihre erste dauerhafte Verwirklichung fanden. Selbst Basel, die durch Handel und Wirtschaft hoch bedeutsame und volkreiche Stadt des ehemaligen Burgunds, könnte im königlichen Konzept begriffen gewesen sein. Wie sehr die damalige Welt über die Invasion Frankreichs erschrocken, über die Ziele der Krone aber im ungewissen war, zeigen die vielsagenden Worte Hans Fründs, wenn er schreibt: «Man hat vor disen dingen vor jar und tag dick (= oft) und vil geseit, der Tälphin, des küneges sun von Frankrich, und sin volk, die man nempt armjäcken, schnaggen und schinder, wöltent herus in tütsche land und wöltent für Basel ziehen. Man seit ouch, das der küng und die herschaft von Oesterrich sy von der von Zürich und des kriegs wegen wyder die eidgnossen herus brachtent, und inen darumb gros guot verheissen ward; als man vil davon geseit hat, da geschach es ouch; wem sy aber ze lieb oder ze leid, las ich sin, als es ist; man ret dozemal als mänigerlei, das ich mich nit vil darus verrichten kond, wan einer seit hin, der ander seit her.» Von hoher Bedeutung sind in diesem Zusammenhang auch die Ausführungen von Aeneas Sylvius, der in seinem berühmten Brief an den königlichen Protonotar Johannes Gers darlegt, dass der Dauphin nach der Uebergabe von Montbéliard aller Welt seine Ankunft kund tat, doch nicht bei allen auf dieselbe Weise — «sed non uno modo apud omnes». Es mag dies merkwürdige Verhalten vielleicht insofern den Tatsachen entsprochen haben, als sich bestimmte Ziele erst nachträglich, abgesehen von der Entfernung der Schinder in das Ausland, allmählich herauskristallisierten. Es waren jedenfalls die verschiedensten Ziele, die er bekannt gab und die alle im Bereich des Möglichen lagen: «Einigen nämlich meldete er, er komme dem Adel zu Hilfe, als wäre dieser in Deutschland von den Bürgerschaften unterdrückt. Anderen aber sagte er, er sei vom römischen König berufen gegen die Schweizer. Wieder einigen

versicherte er, er komme die Rechte des Hauses Frankreich anzusprechen, welche bis an den Rhein sich ausdehnten, und aus letzterem Grunde werde er Strassburg belagern. Auch wegen des Herzogs Sigmund erklärte er gekommen zu sein. Diese Gerüchte suchte er überall zu verbreiten, nicht weil dem so war, sondern weil er sich dadurch Zuneigung zu erwerben hoffte.» Die Auffassung, das Heer habe es vor allem auf Basel abgesehen, liegt namentlich dem grossen Ratsbuch der Stadt Basel, dem Roten Buch, selbst zu Grunde, wo es heisst, «dass er (der Delphin) haruss in tütsche land ziehen wolte die Eydgenoschafft und unser statt Basel ze vernütigen und gantz underzebringen». Der vorzüglich unterrichtete Praeceptor des Antoniterklosters zu Isenheim, Jean Berthonelli, ein Neffe des am Basler Konzil anwesenden Bischofs von Mondovì, Aymeri Segaud, bestätigt diese Auffassung. Er schreibt, gestützt auf Erkundigungen im französischen Hauptquartier zu Montbéliard, am 19. August 1444 an Strassburg, der Dauphin wolle zunächst Basel zerstören, darauf die Schweizer völlig vernichten und schliesslich in Deutschland regieren — «primo Basileam destruere et deinde Suitenses totaliter confundere et demum in Alamania regnare».

So beschloss Karl VII. einen gewaltigen Auszug an den Rhein und verband gleichzeitig damit eine grössere militärische Aktion ins Lothringische, gegen die Reichsstadt Metz, gegen Toul, Verdun und Epinal, zur Unterstützung seines Schwagers René d'Anjou, des Herzogs von Lothringen und Titularkönigs von Sizilien.

III

Die Armagnaken ziehen nach Basel

Die für den Feldzug gegen die Eidgenossen bestimmten Truppen wurden frühzeitig auf verschiedenen Marschrouten nach dem östlichen Frankreich dirigiert. Sie kamen hauptsächlich aus der Normandie, der Saintonge, dem Limousin und dem Périgord. Der mit dem Oberbefehl betraute Dauphin Ludwig reiste in der 1. Hälfte des Juni aus dem Bourbonnais ab. Ueber Mehun-sur-Yèvre, La Charité, Sémur erreichte er mit etwa 2000 Reisigen am 20. Juli den Sammelplatz Langres. Hier bemächtigte er sich unter einem Vorwand der zahlreichen festen Plätze eines berüchtigten Routiers, des Bâtard Jean de Vergy, womit er bereits nahe der burgundischen Grenze gute Positionen in die Hand bekam. Vor seiner Abreise zahlte ihm die königliche Trésorerie für den Unterhalt seines Hofes und der Truppen, die ihn auf seinem Zug nach Deutschland begleiteten — «pour le payement de gens d'armes qui alloient lors en compagnie de monseigneur le Dauphin en voiage qu'il faisoit en aucunes parties d'Allemagne» — sehr ansehnliche Summen aus.

Inzwischen hatte auf Veranlassung Markgraf Wilhelms von Hochberg dessen Statthalter der Landvogtei Elsass, Wernher von Stauffen, am 9. Juli einen Landtag zu Altkirch abgehalten und beantragt, an Friedrich III. und den Dauphin eine Abordnung zur Beschleunigung der Hilfeleistung zu senden. Die Abgeordneten der Kirche und Städte machten einer Botschaft an den Prinzen energische Opposition. Mittel zur Ausführung der Pläne wurden nicht bewilligt. Darauf berief Wernher von Stauffen auf den 11. Juli

einzelne namhafte Sundgauer Adlige nach Masmünster zu einem konfidentiellen tête-à-tête, darunter Ritter Burkard Münch, Heinrich Kappler, Hans von Münstrol. Trotz erheblichen finanziellen Schwierigkeiten liess sich Graf Wilhelm von Lützelstein dazu bestimmen, als Haupt einer Delegation erneut den Dauphin aufzusuchen. Mit welchem Zynismus die Landsassen übrigens ihre Absichten betrieben, geht deutlich aus einem späteren Zeugenverhör hervor. Danach soll Götz Heinrich von Eptingen mit dem Einfall fremder Truppen gedroht haben. Gelänge es ihnen, die Schweizer zu vernichten, so hätten sie ihre Ziele erreicht, «misslingt uns aber, so wirt das fremde volck erslagen. Was ist darumb? Da snaltend wir nit einen pus umb. Gewunnen aber wir, so hand wir das land gewunnen.»

In Langres erreichten diese Boten den Dauphin, Graf Wilhelm von Lützelstein, Siegfried von Venningen, Martin von Helmstatt und andere. Sie überbrachten ihm die Beglaubigungsschreiben Wilhelms und schilderten ihm die höchst kritische Lage Zürichs. Eindringlich baten sie den Prinzen, den Abmarsch der Truppen zu beschleunigen und sie aus drohender Gefahr zu befreien — «qu'il se voulsist haster et tirer avant le plus tost qu'il pourroit avec sa dite compagnie pour secourir le dit marquis et autres nobles et peuples assiegez tant audit Zurich comme a Vesperch en grande detresse et en voye de perdition». Nach den späteren Aussagen der königlichen Gesandten in Nürnberg soll der Dauphin daraufhin den Abmarsch energisch beschleunigt haben — «en la plus grande diligence qu'il peust».

Am 28. Juli hatten sämtliche Truppenführer mit ihren Kontingenten nach vorheriger Vereinbarung Langres erreicht. Ueber die Grösse des hier zusammenströmenden Heeres machen die Zeitgenossen die widersprechendsten Angaben, und je weiter — zeitlich und örtlich — wir uns im allgemeinen von den Ereignissen bewegen, um so phantastischer werden sie. Nach Thomas Basin und Mathieu d'Escouchy umfasste es 14 000 Mann, nach dem Strassburger Korrespondenten Johann Rübsam dagegen 30 000. Die amtliche Basler Information, niedergelegt im Roten Buch der Stadt, schätzt es ebenfalls so hoch. Noch höhere Zahlen bieten der Chronist Jean de Stavelot und der Strassburger Hans Bruck, mit 50 000, der Metzer Stadtschreiber Johann van Esch mindestens 60 000 bis 70 000 Mann, Speierer Nachrichten sogar an 100 000. Es ist nicht zu hoch gegriffen, wenn man die Armee auf mindestens 40 000 Mann schätzt, denn der österreichische Adel verpflichtete sich förmlich, für 25 000 Pferde Unterkunft zu beschaffen und im Winter 1444/45, nach den Verlusten bei Basel, musste das Elsass für 30 000 Mann Quartiere bieten.

An eine reguläre Armee dürfen wir freilich bei weitem nicht denken. Zu dreivierteln in Lumpen gehüllt, ohne Harnisch, ohne Helm, selbst ohne Beinkleider und Schuhzeug, versammelte sich in Langres eine unglaublich rohe und furchtbare Menschenmasse, schrecklich in ihrer Brutalität, gefürchtet ob ihrer langerprobten Kriegserfahrung, raubgierig und beutelüstern, ein Heer von wilden Abenteurern und grausamen Kriegsgurgeln, denen Disziplin und Gehorsam etwas unbekanntes waren. Erst nach dem Feldzug an den Rhein ging man 1445 daran, in Anlehnung an die in Vergessenheit geratene Militärordonnanz von 1374 das völlig desorganisierte, vom König nur lose abhängige, einer blutgierigen Räuberschar eher gleichende Heer zu reformieren und jenes kostbare Instru-

ment zu schaffen, das später Ludwig XI., Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. im Innern und gegen äussere Feinde so vortreffliche Dienste leistete.

Das unter dem Oberbefehl des Dauphins gesammelte Heer von etwa 40 000 Mann zählte höchstens die Hälfte Kombattanten. Gut informierte Zeitgenossen geben uns Einzelheiten. Besonders wertvoll sind die Aufzeichnungen d'Escouchys. Er hebt hervor, dass das Heer — jedenfalls handelt es sich dabei ausschliesslich um die Truppen, denn er spricht unmittelbar vorher von den «vaillans hommes de guerre», aus 12 000 bis 14 000 Pferden — Ausdruck für Reisige — bestand, wovon gut 6000 «combattants de bonne estoffe et conduitte» waren, also eigentliche Hommes d'armes. Dazu kam die Truppe der englischen und französischen Bogner unter Mathew Gough, rund 8 000 Soldaten. Alles andere bestand aus Raubgesindel, Trossknechten, mehreren tausend berittenen Weibern. Diese berüchtigte Soldateska, die seit Jahrzehnten den Schrecken Frankreichs bildete, nannte das Volk Ecorcheurs — Schinder, weil sie ihre Opfer bis aufs Hemd ausplünderten und die furchtbarsten Misshandlungen an ihnen vollzogen. In Erinnerung an die ebenso berüchtigten Routiers aus der Zeit des französischen Bürgerkrieges zu Beginn des 15. Jahrhunderts, als sich die Orleanisten unter Graf Bernard d'Armagnac und die Burgunder unter Johann ohne Furcht bekämpften, führten sie zuweilen auch den Namen Armagnacs. In deutscher Zunge waren sie vor allem als Schinder bekannt, in Elsass und Lothringen auch als Armagnaken, in Abwandlung des französischen Namens als Arme Jäcken, nur Jäcken, auch Schnaggen.

Noch vor der Durchführung des Heerzuges wurden die Ordonnanzen für die Armee ausgegeben — «les ordonnances ... sur le fait de leur conduitte».

Aus allen Ecken und Enden Frankreichs strömten nun auf das Mandat des Königs diese Leute nach Langres zusammen, und mit ihnen kamen die kriegserfahrenen ausländischen Soldtruppen, die Lombarden, Gaskogner, Spanier, Engländer, Bretonen und Schotten, denen allen das Kriegshandwerk, der Hang zum Rauben und Morden zur wahren Natur geworden. Ein bedeutender Artilleriepark traf ebenfalls ein, da man mit der Belagerung von Städten und festen Plätzen rechnete. Zum Transport der Artillerie, Sturmwerkzeuge, Munition und Lebensmittel dienten an die 1400 Wagen.

Im Gegensatz zur Neuzeit, wo die Infanterie die wichtigste Waffe darstellt, waren die französischen Kampfheere jener Zeit eine gewaltige Reitermasse. Sämtliche Truppengattungen, auch wenn sie im Gefecht zu Fuss kämpften, waren beritten. Man unterschied dabei zwischen den Hommes d'armes und den Archers. Erstere waren von Kopf bis zu Fuss in Stahl gekleidet und ritten in der Schlacht sehr kostbare Streithengste. Sie bildeten eine in den Waffen trefflich erprobte schwere Elitetruppe. Die Bewaffnung des einzelnen Homme d'armes bestand aus einer fünf Meter langen Lanze, an der das Fähnlein befestigt war, dem breiten und langen Schwert und einem am Sattel befestigten Streitkolben. Als Rüstung trugen sie den geschlossenen Helm, einen Plattenharnisch mit eiserner Halsberge, darüber den Wappenrock in den Farben des Herrn. Kein Geringerer als Konrad Witz hat uns in seinem «David und die drei Helden» solche Ritter naturgetreu dargestellt. (Siehe Tafel II.) Jeder Kürisser, wie man diese Schwerbewaffneten im älteren Deutsch nannte, hatte vier Pferde zur Verfügung, den Streithengst, einen Klepper für den Marsch, ein Packpferd und das Pferd für die Ordonnanz, den sog.

Pagen. Dazu kamen auf jeden Homme d'armes eine grössere Zahl von leichter Bewaffneten. Vor 1439, da der König, ohne grossen Erfolg, die Zahl der Pferde und Pagen reduzierte, hatte wohl jeder über 10 Pferde — Pferd ist die Bezeichnung für Berittene —, Pagen, Knechte, Weiber zu seiner Verfügung. Die Heeresreform von 1445 setzte dem ein Ende und bestimmte als Assistanz des einzelnen Kriegers fünf Reisige, nämlich den sog. Coustillier — einen Leichtbewaffneten —, den gleich bewaffneten Pagen, zwei Archers und einen Knecht. Wir dürfen aber annehmen, dass 1444 die Zahl der Begleitmannschaft bedeutend höher war. Der Homme d'armes bildete mit seinen fünf Reisigen eine Lanze oder Glefe. 100 Lanzen bildeten eine Ordonnanzkompagnie, die somit 1445 insgesamt 600 Mann umfasste und jeweils von einem Capitaine befehligt wurde, einer Person meist hohen Standes, oft königlichen Geblüts. Ihm zur Seite stand der Lieutenant — sein Stellvertreter —, der den eigentlichen Befehl ausübte. Zum Kader gehörten ferner der Guidon, Enseigne und Maréchal de logis, mit andern Worten der Standarten- und Bannerträger und der Wachtmeister. Eine besondere Kampftruppe bildeten die Archers oder Bogner, leicht berittene und bewaffnete Kavallerie. Ihre Hauptwaffe war der englische Bogen. Diese gefürchteten Scharfschützen waren eine vorzügliche leichte Infanterie, im Fusskampf geübt, aber auch geschickte Reiter, die im Gefecht als Infanteristen wie als Kavalleristen kämpfen konnten. Sie trugen leinene Panzer und die Schallern, eine offene Streithaube. Kürisser und Bogner kämpften getrennt.

Wenn wir Robinet d'Alnoy, der mit Robert de Bauldrecourt, Johann von Finstingen und Philippe de Lenoncourt den Dauphin auf seinem Zug nach Langres begleitete, Glauben schenken dürfen, so verfügte der Prinz über «1500 obgereckter glefen guder manne» und 8000 Bogenschützen, d. h. über 15 Ordonnanzkompagnien, mit zusammen mindestens 1500 Hommes d'armes, 1500 Coustilliers, 1500 Pagen, 3000 Archers, 1500 Knechten, somit 9000 Mann, und 8000 Bognern, insgesamt über 17 000 wohlbewaffneter Reisiger, ein für damalige Verhältnisse ausserordentlich grosses Heer. Wie diese Formationen kämpften, ob ebenfalls in drei Gewalthaufen mit eigenen Bannern, wie schon früher, lässt sich nicht sagen. Jedenfalls war der Dauphin von dem königlichen Lilienbanner begleitet, zu dessen offiziellem Träger Jean de Bueil ernannt war, ausserdem von dem persönlichen Banner des Dauphins mit dem blauen Delphin in Gold. Dass auch andere Banner geführt wurden, Banner der Armeekorpsführer und Kapitäne, ist anzunehmen, auch wenn wir davon keine Kunde besitzen. Ein für das stehende Heer bereits ordonnanzmässig fixiertes Fahnenwesen, wie dies nachwärts für die Armee Karls des Kühnen galt, ist für diese Zeit nicht bezeugt. Angaben und zeitgenössische Bilder des Armagnakenzuges an den Rhein und der Schlacht bei St. Jakob fehlen, so dass wir uns keine genaue Anschauung davon machen können.

Ueber die Ausrüstung und Einteilung der Kompagnien sind wir so im ganzen recht schlecht unterrichtet. Nur vereinzelte Details sind bekannt. So trugen 300 Mann der Routiers de Commercys allegleich halb rot halb graue Waffenröcke und auf der Brust, wie auf der Mitte des Rückens ein grosses weisses Kreuz.

Ein besonderes Korps bildete die Garde des Dauphins. Sie bestand aus 400 Mann Spanier, unter Befehl von Chausse de Savac, gefürchtet und gehasst ob ihrer Grausam-

keit, wie ihre Nachfolger unter Cortez und Pizarro oder in den niederländischen Freiheitskriegen.

Im ganzen ausgezeichnet sind wir über das Offizierskader und die Vertrauten, Ratgeber und Hofleute Ludwigs unterrichtet.

Stellvertreter (Lieutenant), Bannerträger des Dauphins und Generalkapitän aller Truppen, der eigentliche Stratege und führende Kopf des Unternehmens, war Sire Jehan de Bueil, eine der geistvollsten Persönlichkeiten am französischen Hof, glänzender Schilderer damaliger Zustände in seinem Roman «Le Jouvencel», der Held des französischen Volkes aus dem Krieg um die Normandie. Er und Amaury d'Estissac, erster Chambellan, bildeten zusammen mit Jean Sanglier den engeren Rat des einundzwanzigjährigen Prinzen. Sein Kanzler und Hofmeister war der gewandte Diplomat Gabriel de Bernes. Dazu kamen weitere Würdenträger. Unter dem Oberbefehlshaber standen 140 Kapitäne, die besten und berühmtesten Namen all jener aus den letzten dreissig Jahren bekannten Führer der einzelnen königlichen Kompagnien. Da sah man den «capitaine des écorcheurs» Antoine de Chabannes, Grafen von Dammartin, Philippe de Culant, Herrn zu Jalognes, seit der Einnahme von Pontoise Marschall von Frankreich, Charles de Culant, Chambellan und später Oberhofmeister Karls VII., Robert von Saarbrücken, Herr zu Commercy, die Prinzen königlichen Geblüts, Pierre de Beaujeu, Sohn des Herzogs von Bourbon, und Arnaud Amanieu d'Albret, Seigneur d'Orval usw. Neben ihnen die Hauptleute der eigentlichen Routiers, jener kriegslustigen und kriegsgewohnten Abenteurer uralter Tradition, wie sie Frankreich zu allen Zeiten in Sage und Wirklichkeit kannte, verherrlichte und verdammte und in ihren Auswüchsen — jetzt als Ecorcheurs — bekämpfte, La Hire den Jüngeren, Pierre und Gaulthier Bruzac, Jean Fol, Blanchefort und viele andere. Unter ihren eigenen Chefs standen die Ausländer, Elitetruppen wie die Engländer, die doppelt soviel als einheimische galten. Unter Jean de Montgommery, der nachwärts vom König ausgezeichnet wurde, fochten die Schotten, unter Gilles de Boudray dit de Saint-Simon, Mathelin de Lescouet und Olivier Broon die Bretonen. Die Lombarden befehligte Galiaz und die verschiedenen Valperg, die Gaskogner Dimanche de Court, Pochon de Riviere, Gaston de Lerigot, der grosse und kleine Estrac. An der Spitze der Spanier stand einer der berühmtesten damaligen Condottieri, Jean de Salazar, Armeekorpsführer. Die Engländer endlich kommandierte Mathew Gough, der aber erst nach der Schlacht bei St. Jakob bei seiner Truppe eintraf.

Kurz nach dem 28. Juli setzte sich die grosse Armee in Bewegung. Die Vorhut in der Stärke von 6 bis 7000 Mann unter Marschall Philippe de Culant, dem Seigneur de Commercy und einem englischen Kapitän bewegte sich gegen Montbéliard vor. Der Dauphin verliess am 5. August Langres, übernachtete in Bourbonne und erreichte anderntags Jonvelle-sur-Saône. Hier erwartete ihn bereits eine Abordnung der Landsassen der Herrschaft, an ihrer Spitze Peter von Mörsberg, die ihm die grosse Dringlichkeit des Marsches nach Basel vor Augen stellte. Diese Abgeordneten begleiteten fortan den Prinzen, um ihn stets zur Beschleunigung des Marsches anzutreiben «pour la necessité en quoy estoient les dits assiegez». Zwischen dem 8. und 10. August hielt sich der Dauphin in Luxeuil auf, am 12. war er in Lure. Am 11. August begannen in Altkirch die Verhandlungen seiner Räte mit Wernher von Stauffen, dem Vertreter des Markgrafen

von Hochberg in seiner Stellung als Landvogt des Elsass, und verschiedener Abgeordneter des Sundgauer Adels. Die Bedingungen, unter denen Oesterreich Hilfe gebracht wurde, fixierte man jetzt schriftlich. Vor allem wurden Quartier und Unterhalt für 25 000 Pferde, und Städte und feste Plätze als Unterkunft für die Kriegsleute zugesichert «luy bailler logis en bonnes villes et places fortes, avec vivre et argent, pour loger lesdites gens et les sejourner et souttenir par le temps de l'hiver a guerroyer lesdits Suisses jusqu'au nombre de 25 000 chevaux».

Mittlerweile erreichte die Vorhut der Armagnaken am 11. August bereits Grandvillars und Morsvillars und betrat unter dem bekannten Kapitän Blanchefort den Sundgau. Ein vereinzelter Haufe wurde am folgenden Tag sogar von Basels Mauern aus gesichtet. Die Hauptarmee marschierte gleichzeitig durch die weite, nicht eben reiche Freigrafschaft, burgundisches Herrschaftsgebiet, Montbéliard zu, überallhin Schrecken verbreitend, denn wo sie durchmarschierte, vernichtete und verwüstete sie alles wie in Feindesland, mit einer bestialischen Gründlichkeit und aus tiefstem Hassgefühl gegen den ohnmächtigen Herzog von Burgund. In Dampierre am Doubs, am 17. August, kam es zu den denkwürdigen Abmachungen zwischen Ludwig und den Abgeordneten der Grafen von Württemberg hinsichtlich der Oeffnung von Stadt und Schloss Montbéliard. Diese von Peter von Mörsberg und Siegfried von Venningen vermittelte Uebereinkunft, vom Dauphin besiegelt, sicherte ihm für 18 Monate dieses so wichtige Durchgangsgebiet. In der gräflichen Residenzstadt suchte ihn am 19. August eine dritte Abordnung des Sundgauer Adels auf. Da Zürich vor dem Fall stand, wurde die unverzügliche Fortsetzung des Marsches energisch gefordert. Nach späteren Darlegungen der Basler sollen damals die Boten den Dauphin ermahnt haben, «das er die sinen darzuordnen und schicken wölle, das si der herschafft von Oesterrich wider die buren von den stetten den zerstöreren alles adels bystand und hylff tetint, er solle ouch deheinen (keinen) zwifel haben, so balde er heruss bass in dise lande komme, si wellent im Basel in acht tagen ingeben und im sölle völliclich volzogen werden, was im von der herschafft wegen versprochen were». Tags darauf wurde der weitere Feldzug im Rate des Dauphins näher behandelt, die Besprechungen aber geheim gehalten. Als erstes wurde ein Teil der Armee unter Monseigneur de Bueil zum Entsatz der belagerten Farnsburg detachiert. Noch vor dem 23. August erfolgte dann der Generalaufbruch — nur 300 Mann Besatzung blieben in Montbéliard zurück. Ritter Burkard Münch, Martin von Helmstatt, Johann von Finstingen, Hermann von Eptingen u. a. waren die kundigen Führer durch den Sundgau. Allenthalben machten die Schinder nun diese Gegenden unsicher. Am 19. August bereits berichtete Bischof Friedrich zu Rhein an Basel, dass die Bevölkerung im Bistum durch die fremden Truppen grossen Schaden leide. Da inzwischen auch mehrere Basler Untertanen von den Routiers gefangen fortgeführt und Vieh und Pferde mitgenommen, überhaupt enorme Schäden angerichtet worden waren, benachrichtigten am 22. August Ritter Hans Rot, Burgermeister, und der Rat der Stadt Basel in einem Schreiben den Dauphin von den Vorfällen und forderten die Freilassung der Leute und Restitution des Geraubten. Vor allem verlangten sie die Gründe der französischen Invasion in ihr Hoheitsgebiet zu erfahren, da ihnen nicht bekannt, die Krone Frankreich beleidigt oder Schlechtes gegen deren Untertanen begangen zu haben. Tags

darauf trafen bereits die Armagnakenscharen unter Burkard Münch, Heinrich von Spechbach, Georg von Knorringen im Birseck ein und besetzten die verschiedenen Dörfer und Schlösser in der näheren Umgebung Basels bis zum Blauen, bis Augst und Pratteln. Es war die Avantgarde unter Graf Dammartin und Salazar, die Haufen um Haufen an Basel vorbei zog und das Birseck und die weite Rheinebene bis Muttenz und Pratteln einnahm. In der sog. Vorburg von Münchenstein bezogen die Führer ihr Hauptquartier. Der Adel frohlockte. Seine Schlösser öffnete er den Schindern, Graf Hans von Tierstein auf Pfeffingen bot ihnen zu essen und trinken. Das Ziel, die Niederwerfung Basels und der Eidgenossen, stand greifbar nahe. Am gleichen Tag vollzog der Dauphin seinen Abzug von Montbéliard und verlegte sein Feldhauptquartier nach Waldighofen im Sundgau. Von hier aus rekognoszierte er mit einer schwachen Begleitung, unkenntlich als Dauphin, am 24. August das Basler Glacis und geriet dabei mit seiner Eskorte in einen Kugelregen, der einige seiner Begleiter verwundete.

IV

Basel am Vorabend der Schlacht

In diesen Jahren des eidgenössischen Bürgerkrieges bildete Basel den Brennpunkt eines weit über die engern Grenzen seiner oberrheinisch-jurassischen Landschaft hinausgreifenden Interesses. Nicht zwar war es die Stadt selbst, der dieses galt, so gewichtig der angesehene Basler Rat im Konzert der süddeutsch-schwäbischen Städte mitspielte, so volkreich, blühend und opulent dieser wirtschaftliche, geistige und künstlerische Mittelpunkt eines uralten Bistums erschien und so weit auch die Verbindungen einzelner Basler Handelskapitäne bis London, Barcelona, Rom, Warschau und dem hohen Norden reichten. Nur indirekt galt ihr dies Interesse, als dem Sitz des grossen ökumenischen Konzils, das die katholische Christenheit in ihren Mauern zur gründlichen Diskussion gewichtigster religiöser Fragen, zur einschneidenden Reform der Kirche an Haupt und Gliedern abhielt, das aus allen Teilen des Abendlandes besucht wurde und die Kunde von der reichen Stadt am Rhein und ihren königlichen Namen in die entferntesten Ecken der christlichen Welt trug.

Basel hat für all diese grossen und gelehrten Streitigkeiten, diese machtvollen Pläne, Ideen und Gedankengänge eine lebhafte Aufmerksamkeit bezeugt, und das Zusammenströmen einer hochstehenden internationalen Geistlichkeit und vieler weltlicher Personen von Rang und Reichtum haben der Stadt eine Blütezeit ohne gleichen gebracht, ihr für zwei Jahrzehnte den Nimbus einer viel besuchten, gepriesenen und gelästerten Metropole verliehen. Dennoch blieb sich die Stadt im Wechsel der Erscheinungen unverändert gleich, blieb die Reichsstadt, die sich nur allmählich von der bischöflichen Vormundschaft befreit hatte, mit all jenen charakteristischen Eigentümlichkeiten, die vorab die oberrheinischen Städte gekennzeichnet hat. In seiner wechselvollen Geschichte bedeutete Basel das Konzil doch recht zufälliges, äusserliches, etwas einmaliges zwar und auser-

lesenes. Aber sein Charakter wurde dadurch nicht berührt. Basel war eine Stadt des Reiches, in ihrer geistigen Haltung, in ihrer Politik, in ihrer moralischen Gesinnung, und sie war sich ihrer hohen Stellung im Reich sehr wohl bewusst. Denn dank der bevorzugten Verkehrslage, dank der glänzenden Entwicklung ihrer vielfachen Gewerbe, ihres blühenden Handels, ihrer frühen Industrie konnte sich die Stadt — Gegenpol des eng befreundeten, noch reicheren, noch mächtigeren, aber dem Reich auch stärker verhafteten Strassburg — eine selbständige, von vielen Seiten umbuhlte und umgarnte Stellung schaffen, die bei den einen Bündnis und Freundschaft schätzenswert erscheinen liess, bei den andern aber abgründigen Hass und Neid erweckte, und so Basel während eines Jahrhunderts zum Gegenstand sehr widerstreitender Interessen machte.

Damals bot Basel das unruhige Bild einer tiefgehenden, für die Zukunft folgenschweren sozialen Verschiebung, die, wie die meisten soziologischen Vorgänge, einen sehr langsamen und alten Prozess darstellte.

Der alte Stadtherr — «unser gnädiger Herr von Basel», wie die Basler ihren Bischof noch bis ins 18. Jahrhundert nach mittelalterlichem Brauch offiziell ansprachen — war in diesen Jahren bereits der meisten oberherrlichen Rechte entkleidet. Nur in geistlichen Dingen behütete der bischöfliche Hirte seine, ihm sonst über den Kopf gewachsene Stadt, der er je länger je lieber jurassische Städtchen — Delsberg, Saint-Ursanne, Biel, später Pruntrut — als Residenz vorzog.

Zwei Jahrhunderte mit ihren bunten Wechselfällen hatten dazu beigetragen, dass auch die einstige Führerschicht, die bischöflichen Dienstmannen — die Schaler, Münch, Ramstein, Reich, Eptingen, Bärenfels usw. — ihrer bedeutenden Position im Stadtregiment entthront war. Diese kriegerische Umgebung des Bischofs, die den Senior an den königlichen Hof und auf die Heerfahrt begleitete und an dessen eigenem Hofe tatenfroh sich entfaltete, war schon im 12. Jahrhundert von den aufstrebenden reichen Kaufleuten der Stadt durchsetzt worden. Der älteste Rat Basels, ursprünglich vom Bischof zu seiner persönlichen Beratung in städtischen Verwaltungsangelegenheiten berufen, war mit Vertretern aus Ritter- und Kaufmannschaft bestellt. In der von Heinrich von Neuenburg verbrieften ersten Stadtbehörde, die aus Burgermeister und Rat bestand, schwang sogar das nichtadelige Element oben auf: neben vier Rittern sassen acht Burger im Rat, ersten Kaufmannsgeschlechtern entnommen, die den Namen Achtburger führten.

Dazu traten in den folgenden Jahrzehnten die Zünfte, seit langem bestehend, von Heinrich von Thun erstmals privilegiert, von seinem Nachfolger in Sachen der Stadt oft zu Rate gezogen. Dieser Handwerker- und Gewerbestand — oft ein Gegensatz zu Rittern und Achtburgern — errang sich unter Johann Senn von Münsingen den endgültigen Eintritt in den Rat. Fortan setzte er sich aus Rittern, Achtburgern und Handwerkern zusammen. Der Zutritt des «dritten Standes» in den Rat war zudem ein deutlicher Ausdruck der Zeit. Schon kündigte sich der Verfall der vordem glänzenden ritterlichen Machtstellung an. Nur durch reiche Heiraten mit Bürgerlichen und damit ein Herabsinken in sozial niederere Schichten, durch den Erwerb neuer, einträglicher Lehen und die Uebernahme hoher Aemter von geistlichen und weltlichen Fürsten, vorab Oesterreichs, verstand es der Adel, gewisse Vermögensverluste wettzumachen und die Einbusse an Macht in der Stadt auszugleichen. An fremden Höfen oft zu hohen Ehren empor-

gestiegen, Reichtum und Ruhm einheimsend, entfremdeten sich jedoch diese Geschlechter immer mehr der Stadt, und die zurückbleibenden Edelleute kamen dabei ins politische Hintertreffen. Jahrzehnte lang wurde nun die Stadt von den sehr reichen, im Sundgau und Jura begüterten Achtburgern beherrscht, die landauf landab Basel verkörperten.

Nur für kurze Zeit gewann die Basler Ritterschaft wieder ihre alte Position. Ein äusserer Anlass — die Erhebung des Achtburgers Hartmann Rot durch die Zünfte zum Burgermeister — wurde 1367 das Signal. Die Ritter, die bis dahin ausschliesslich dieses Amt bekleidet hatten und sich in ihren Rechten bedroht fühlten, sandten der Stadt ihre Absagebriefe und wurden darin vom Bischof und Herzog von Oesterreich kraftvoll unterstützt. Der Ausgang war für die Stadt fatal: Oesterreich gewann 1375 Kleinbasel, erhielt 1376 die Reichsvogtei über Basel und machte sich die Stadt selbst pflichtig. Die Ritterschaft kehrte triumphierend zurück, bekam ihre Rechte wieder und trieb nun eine rein österreichische Politik. Aber diese Reaktion war nur von kurzer Dauer. Schon 1382 verschafften sich die Zünfte verstärkten Zutritt zum Rat, der jetzt aus 4 Rittern, 8 Burgern, 15 Zunftgenossen und 15 Zunftmeistern bestand und ausser dem Burgermeister als zweithöchsten Funktionär der Kommune den Oberstzunftmeister besass. Der bürgerlichen, immer mehr antiösterreichischen Politik der folgenden Jahre liegt dieses Uebergewicht der Zünfte deutlich zu Grunde. Vor allem äusserte sie sich auch in der Einführung des Ammeisteramtes nach strassburgischem Vorbild, dessen Vertreter, ein vom Adel unabhängiger, meist den Zünften entnommener Mann, den Burgermeister kontrollierte und den Oberbefehl über die städtischen Söldner hatte. Die Katastrophe Oesterreichs bei Sempach und Näfels war dieser Entwicklung ungewöhnlich günstig. Der Erwerb der Reichsvogtei und der mindern Stadt gab sich damals. Die Stellung der Ritterschaft, deren Blüte von den Eidgenossen erschlagen war, einzig noch begründet in der zeitweiligen Ueberlegenheit der Herrschaft, war nun endgültig dahin. Energisch und rücksichtslos trieb jetzt der Basler Rat eine Machtpolitik, die, ganz auf Kosten der noblen Landsassen, zu langwierigen Fehden, Misshelligkeiten und zu andauernder Unsicherheit für die Stadt und Landschaft führten und Handel und Wirtschaft brach legten.

Das so erzeugte tiefe Hassgefühl des Adels gegenüber der Stadt, der Stadt gegenüber dem Adel übertrug sich auch auf die Parteien in der Stadt und im Rat, die Ritter und Achtburger und die Zünftler, die in den obern Ständen von Oesterreich abhängige, mit dem Landadel versippte und ihnen feindselig gesinnte Schichten sahen. Das alles führte notgedrungen zu Tätlichkeiten und Unruhen und schliesslich zur Wiedereinführung des Ammeisteramtes. Eine nach dem österreichischen Rheinfelden demonstrativ unternommene Sezession der tief erbitterten Ritterschaft und des burgerlichen Patriziats brachte die Zünfte zur Räson. Das verhasste Kontrollorgan wurde definitiv abgeschafft und den Heimkehrenden ihr Recht und Herkommen gewahrt. Allerdings liess sich die Entwicklung nicht aufhalten. Die Politik der Stadt, die sich so wenig um die Rechte des Landadels kümmerte und im Erwerb von Territorien und in der Aufnahme von Neuburgern und Ausburgern ihre eigenen unbeirrbaren Wege ging, war nur dazu angetan, die Kluft zu vertiefen. Der Adel des Baselbiets, des Juras und Sundgaus, des

Schwarzwalds und Breisgaus, im engen Kontakt mit den Basler Stadtrittern, stand bald in geschlossener Abwehr- und Angriffsfront gegen Basel. Ein erbitterter Kleinkrieg, den Oestereich unterstützte, setzte die früheren Fehden fort und erhitzte die Gemüter bis zum Sieden.

Durch all diese Ereignisse war das zünftische Bürgertum dominierend ans Ruder gekommen. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts befand sich das Stadtregiment völlig in seiner Hand. Aus seiner Oesterreich feindseligen Gesinnung machte es kein Hehl. Der zahlenmässig geringen Ritterschaft, die in Basel geblieben war, kam nur mehr eine untergeordnete Bedeutung zu. Dass man freilich in Basel und bei den Eidgenossen mit der Möglichkeit rechnete, die ritterliche Minderheit könnte bei einer für die Eidgenossen ungünstigen Wendung der Ereignisse wieder im Rate obenaufschwingen und die Stadt an Oesterreich ausliefern, lässt sich heute nicht erweisen, aber doch vermuten, sonst hätte sich Peter von Mörsberg kaum anheischig gemacht, dem Dauphin die Stadt innert acht Tagen in die Hand zu spielen, und auch die damalige Anwesenheit von eidgenössischen Knechten in Basel dürfte uns in dieser Vermutung bestärken, nicht weniger die umfassenden Vorsichtsmassnahmen des Rates gegen innere Feinde, denn die Ritter der Stadt standen nach wie vor in geheimer Verbindung mit den Landsassen.

Obschon Basel erst 1501 der Eidgenossenschaft beitrat, verbanden es doch längst vielfache und starke Interessen mit den Bewohnern der obern deutschen Lande. Gemeinsame Fragen der Politik, des Handels und der Wirtschaft waren vorhanden, und der Gegner der Kantone — Oesterreich — war ja auch der Gegner der Basler Ratsmajorität. Basel übte denn auch im alten Zürich-Krieg keine strenge Neutralität aus, sondern wahrte sich die freiere Haltung einer neutralen, nicht kriegführenden Macht. Als solche lieferte sie Pulver und Büchsen an die Eidgenossen. Um gegen alle Eventualitäten von Oesterreichs Seite her gewappnet zu sein, schloss Basel 1441 sogar eine Defensivallianz mit Bern und Solothurn ab, die sehr bald die Stadt zum offenen Kampf gegen Oesterreich zwang.

Die Politik der Zünfte war folgerichtig. Geboren aus dem Gegensatz zu dem von Oesterreich abhängigen Adel, führte sie schliesslich zum ewigen Bund mit den Eidgenossen. Mit ihr steht im Zusammenhang auch die Schlacht, die sich freilich recht zufällig vor ihren Mauern am 26. August 1444 abspielte, aber Basel mit einem Schlag in den Brennpunkt des eidgenössischen Bürgerkrieges und der Auseinandersetzung des Erzhauses mit den Schweizern rückte, ja zum Ausgangspunkt jener komplizierten Verhandlungen machte, die endlich zur Liquidierung des Krieges mit Frankreich führten.

Schon frühzeitig hatte Basel das Gefahrvolle einer französischen Invasion des Elsass und der obern Lande gesehen. Das mit ihm eng verbündete Strassburg, bereits 1439 mit den Schrecken der Schinder vertraut, hatte die Stadt gewarnt und in einem inhaltschweren Brief eigene Erfahrungen mitgeteilt. «Wenn ir den in der stat biderb sin — so führte Strassburg aus —, so mag er (gemeint ist der Dauphin) üch üwer stat niemer angewinen, die wil ir ze essen und ze trinken hand. Und sönd lugen, dass ir üwer folch in meisterschaft (in Zucht und Ordnung) habent, und dass ir nieman lassen hinus luffen. Und werent (bewehret) üwer ringemure mit armbrest, mit büchsen und ouch mit handbüchsen, und lugent, dass ir gut wacht habent und mit lüten, den ir wol ge-

trüwen. Und habent nit vil gespräch mit dem delfin noch mit sinem folch; wen werden ir vil gespräch mit inen haben, sy wärden üch beschisen. Und lasen nieman herzukomen, ir schüssend sy mit büchsen und mit armbrüsten, und dass ir des wol bezüget syen mit allen dingen, und sparen sy nit in kein weg. Ist aber das, dass sy die muren fast niederschiessen mit grossen büchsen, so lugen, dass ir mit grossen hölzeren und mit mist das alwen wider buwen. Und werent üch frischlich und heben an kein gespräch mit inen und losen keiner tädig (Unterhandlung) nit, so beliben sy nit lang for üch, wen sy hend nit so vil zügs (Artillerie) noch gelt, dass sy mögent geharren lang for üch. Möchten ir aber so vil tun, dass ir möchten alle dörfer bis einer mil wegk verbrönen, so möchtent sy des minder beliben. Lugent aber vor allen dingen, dass ir mit einander syet einhälig und das ir kein misstrüwen haben, so lugen, dass ir sy ussstossen und lassent sy nit by üch beliben.»

In Beherzigung der gutgemeinten Warnungen setzte der Rat die Stadt rechtzeitig in den Verteidigungszustand. Er wusste aus zahlreichen Berichten, dass der Landadel den Sturz der stolzen «Zerstörerin des Adels» energisch betrieb und kein Mittel scheute, ans Ziel zu gelangen, «wie sy die stat von Basel zuo gantzer underbringung und verdamnist bringen möchtent». Dass die Massnahmen des Dauphins, so geheim und unbestimmt sie den Zeitgenossen waren, Basel gelten konnten, wollte man nicht von der Hand weisen. Kreise, die dem Konzil nahestanden und von den Schwierigkeiten und tiefgehenden Spannungen wussten, die mit dem vom Konzil abgesetzten Papst Eugen IV. bestanden, behaupteten sogar, letzterer habe den französischen Thronfolger dazu vermocht, «mit einem grosen reysigen zug wider die von Basel» zur Zersprengung und Aufhebung des Konzils zu ziehen, und tatsächlich hatte Papst Eugen Ludwig zum Bannerträger der Kirche — «vexillifer sive capitaneus generalis Ecclesie» — ernannt.

Mit grossen Kosten wurden jetzt die Mauern instandgestellt, ein besonderes Bollwerk mit Graben beim St. Annator (Bläsitor) in Kleinbasel, die Mauer am Klingental, zwei Bollwerke und Letzinen am Rhein und der Turm bei der Kartause errichtet, auch viele Schiesslöcher in die Mauern gebrochen. In hohe Summen gingen die Beträge, die dazu notwendig wurden. So zahlte man über 855 Pfund «umb buholcz eichen und tannen heilblinger und tilen», über 273 Pfund «umb kalgk und murstein ziegel und der glich sachen», 155 Pfund 11 Schilling «umb quader zuo der stett buw», über 4250 Pfund für das Bollwerk «sant Annen und des turns by den Carthüsern und umb platten und quaderstein dazuo gehorende», mehr als 139 Pfund für den «graben vor dem bolwerg zuo machende», über 153 Pfund «umb tuchel (Leitungsrohre) und davon zuo boren», rund 740 Pfund «umb stahel, ysen und umb nagel zuo der stett buw», 18 Pfund «von schuczlocheren in die ringmure ze machende» usw. Zahlreiche Mandate und Aufrufe boten die Stadtbevölkerung zum Bau der Verteidigungswerke auf. Da wurde z. B. in der letzten Juliwoche 1444 jeder, der 500 Gulden und mehr besass, dazu verpflichtet, für den Bau des neuen Grabens in der mindern Stadt «einen guten knecht an dz wergk schicken in sim costen und nit ein jungfrow noch ein tochterli .... als iecz von ettlichen beschehen ist».

Die Tore wurden geschlossen, verrammelt und verbarrikadiert, mit Ausnahme des Aeschen- und Spalentores. Die Schutzgatter wurden revidiert, unter die zwei genannten

Tore Büchsen gestellt. Vor der Stadt wurde ein weithin übersehbares offenes Glacis geschaffen, die Bäume zu diesem Zweck gefällt, Gartenhäuser und niedrige Mauern umgelegt, Zäune stark abgetragen, — «daz menglich sine gartenhüser und zwerchmuren und alle hege uf dem velde, so umbe die reben und garten gand, und alle bom klein und gros, als wyt als die reben gand, ze beden stetten abebrechen, abehowen und dannen tuon sol», — was oft den Unwillen der Bevölkerung erregte. Wie man heute ein Vorfeld vermint, so wurden vor der Stadt Fussangeln gelegt. Ob Basel die von Strassburg angeregte Politik «der verbrannten Erde» in der nähern Umgebung der Stadt durchführte, ist nicht bekannt, doch spricht vieles dagegen.

Umfassende Vorsorge trug der Rat für die Bewaffnung der Truppe und die Ausrüstung der Kommune mit Büchsen und Munition. Da wurden «umb die buchsszen, so von Nürenberg koment, mit zoll und fuorlon zuo wasser und zuo lande» über 754 Gulden verausgabt. Sie waren begleitet mit Büchsenmeistern der fränkischen Reichsstadt, denen Basel 667 Pfund und 13 Schilling an Sold ausbezahlte. Daneben besass sie mehrere eigene Büchsenmeister, wie Hans Smit, Heinrich und Konrad Roggenburg und Hans Tilger. Auch ein Büchsenmeister von Schaffhausen wird erwähnt. Er erhielt eine Besoldung von 145 Gulden. Hoch sind die Kosten für Pulver. An die 4300 Gulden bezahlte man «umb Salpeter», über 75 Pfund «umb blye und kupffer zuo abstossen die büchsen und zuo der stette buw», mehr als 120 Pfund «umb holczin kloczen in die buchssen und bligkloczen ze giessende, umb stössel, ladholczer», über 400 Pfund für Büchsensteine, mehr als 280 Pfund «büchssenpulver ze machende».

Grosse Ankäufe von Waffen aller Art wurden getätigt. Handbüchsen, Tarras- und Hakenbüchsen, Armbrüste, Pfeileisen und Pfeilschäfte, Krapfengürtel und Hecheln zu den Armbrüsten, eschene Langspiesse, Fusseisen und viel anderes wurde angeschafft, dazu sechs Feuerschiffe und fünf Steinschiffe, wie man sie bei einer Belagerung auf dem Fluss verwendete.

Bedeutend sind die Ausgaben für Pferde, Berittene und Söldner, die sich in der Stadt und in den Schlössern und festen Plätzen der Landschaft aufhielten und eine kriegsgeübte Mannschaft waren. Ihre Namen sind uns teilweise bekannt.

Vorschriften über das Verhalten der Bevölkerung bei einem feindlichen Angriff kannte Basel schon aus früherer Zeit. Jetzt wurden sie wieder aktuell und hervorgeholt. Sobald das Stadtbanner nach uralter Sitte auf dem Rathaus ausgestossen wurde und die umreitenden Trompeter aufbliesen, mussten sich das Fussvolk auf dem Kornmarkt, die Reisigen auf dem Fischmarkt sammeln, die Bewaffneten der Vorstädte und bei den Toren hingegen dort bleiben. Die Zünfte erschienen dabei jeweilen mit ihren Gerfähnlein, von denen sich einige aus dem 15. Jahrhundert erhalten haben, und sammelten ihre Zunftangehörigen um sich. «Wenn man aber sturmt mit der grössern ratesglocken, so sol menglich uf die thürn und die letzen louffen, dahin er geordent ist». Die Kirchenglocken durften in diesem Fall nicht geläutet werden.

Vorsorglich wurden Massnahmen gegen feindliche Anschläge im Stadtinnern, gegen Mordbrenner und geheime Agenten getroffen. Fortan war es nicht mehr gestattet, dass ein «Burger sich in diesen löuffen von unser stadt tuon oder riten noch empfrönden sölle», unter Strafe der Vermögenskonfiskation. Niemand durfte — «er sie pfaff oder

leye, edel noch unedel, frow noch man» — einen «frömden man, er sie edel oder unedel, der nit unser burger noch hindersesse ist und uns nit gesworn hat, weder husen noch hofen noch ubernacht in irem gewalt herbergen», vielmehr hatte jeder Fremdling seine Unterkunft in einer öffentlichen Herberge oder einem Kochhaus zu suchen. Damit war eine genaue Kontrolle über alle Fremden in der Stadt möglich. Mehrmals ordnete der Rat auch an, dass jedermann wegen Feuersgefahr «wasser in sinem huse» haben solle. Niemand durfte «nachtz by liecht tröschen..., noch liechter in die schüren tragen umbe dheinerley (keinerlei) sache», niemand des Nachts backen. Eingedenk der Strassburger Warnung schärfte der Rat den Einwohnern ein, «by lib und guot umb dheinerley sach nach louffen für die thor usz, so die vyende uf dem velde sint».

Wie schon in früheren Kriegen, so bot auch jetzt die Stadt der Landbevölkerung ein sicheres Refugium vor dem Feind, für die eigene Sicherheit und für Hab und Gut. Frühzeitig machte die Regierung das Landvolk darauf aufmerksam, dass ihr «gross trefflich warnung kommen, daz gar ein mächtig volk in tütsch lande zu ziehende meint und weis niemand eigentlich, waz irs fürnemens sin wil, denn daz man vast redet, es sölle über uns gan». Damit verknüpfte der Rat die Aufforderung, Menschen, Lebensmittel und Vieh nach Basel zu «flöchnen» (flüchten), wo das Gut «getröstet sol sin». Da sich herausstellte, dass viele Leute nach Basel kamen, ohne Korn mitzubringen, und andere nur ihre Weiber und Kinder in die Stadt flüchteten, bestimmte der Rat, nur jene, die mit Weib, Kind und Gesinde kämen und für jede Person drei Viernzel Korn mitbrächten, aufzunehmen.

Am 12. August gab dann die Behörde bekannt, dass jeder, «der sich ietz in disen löuffen, so ietz vorhanden sint, als daz frömde volk uns zuo uberziehende meinent oder villicht belegern wellen, zuo uns tuon wil und sich zuo uns tuot und lieb und leit by uns und mit uns liden wil und lidet und sweret der stett nutz und ere zuo werben und iren schaden ze wenden», das Burgrecht «umbe sust» erhalte «noch unser statd recht und gewonheit, es sien antwerckeknecht oder ander». Daraufhin liessen sich auf die angesetzten Termine 324 Männer in das Basler Burgrecht aufnehmen.

Die unsicheren Verhältnisse heischten auch eine rechtzeitige Lebensmittelversorgung der bedrohten Stadt. Für Korn, das z. T. von weit her, selbst von Savoyen, herbeigeschafft wurde, zahlte der Rat die hohe Summe von etwa 10 000 Pfund, für Salz über 1000 Gulden. Zum Mahlen des Korns wurden zwei «schiffmülin uff dem Rin» gebaut, da man nicht wissen konnte, ob der Feind die Teiche und damit die verschiedenen Wassermühlen unbrauchbar machte.

So hatte die Stadt aufs beste vorgesorgt, auch die festen Plätze Liestal, Waldenburg, die einzelnen Schlösser mit handfesten Mannschaften besetzt und alles Nötige für den Kriegszustand vorgesehen. Rechtzeitig hatte sie Bern und Solothurn um getreues Aufsehen gemahnt. Kaiser Friedrich III., die Kurfürsten und Fürsten des Reiches, die Reichsstädte wurden um Hilfe und Tröstung ersucht.

Eine eindringliche Mahnung erging auch an Strassburg, das über die Ankunft des Dauphins und seiner Armee eingehend unterrichtet wurde. Das Volk liege um und um in den Landen. Es habe sich um die Stadt gelagert bis auf eine oder zwei Meilen. Die Ihrigen seien gefangen genommen und beraubt worden. All das sei ohne Absage ge-

schehen. Man höre, das Volk wolle nach Zürich ziehen und auch die Farnsburg entsetzen. «Was daraus werden mag, stehet zu Gott dem Allmächtigen.» Dasselbe Volk habe aber vorerst die Absicht, sich vor Basel zu lagern und die Stadt ganz verderblich zu machen und unterzubringen. Darum bäten sie die Stadt Strassburg, sie wolle Basel Trost, Hilfe, Rat, Beistand und guten Willen beweisen ... «Sollten wir also unterbracht werden, von Viele des Volks, so wöllet ansehen, dass es nicht dabei bleiben, sondern fürer reichen würde und weiters als vielleicht noch jemand bedacht hat.»

V

Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs

Bald nachdem die Eidgenossen auf der Luzerner Tagung am 15. Juli über das Anrücken einer unsagbar grossen feindlichen Armee, die sie zu überziehen und in den Aargau einzufallen gedächte, gewarnt worden waren und sie die militärischen Gegenmassnahmen beraten und auch beschlossen hatten, die aargauischen Städte und Schlösser gut zu versorgen, geschah am 30. Juli der freche Handstreich des jugendlichen Freiherrn Thomas von Falkenstein und des Ritters Hans von Rechberg auf das Städtchen Brugg. Als sie den Ort geplündert und in Brand gesteckt, waren sie über den Hauenstein geflüchtet und hatten sich in das feste falkensteinische Schloss Farnsburg geworfen. Ob dieses «mort und überval» tief ergrimmt, entschlossen sich die Eidgenossen unverzüglich zur Belagerung der Burg. Am 12. August detachierten sie 1500 Berner und Solothurner zu diesem Zweck, die später durch einen Zuzug von 600 Luzernern «mit der einen ir stattpaner» unter Hauptmann Hofstetter verstärkt wurden. Der oberste Hauptmann war Anthony Russ von Luzern. Die Belagerung der mit Lebensmitteln schlecht versorgten Veste machte so rasche Fortschritte, dass mit der Uebergabe in der zweiten Augusthälfte gerechnet wurde. Schon stellte die Besatzung das Begehren, «das man sy liesse abziehen mit ir lib und mit ir hab oder uf gnad ufnäme». Die Eidgenossen wollten aber davon nichts wissen. Die Mannschaft hätte sicherlich das Schicksal der Greifenseer ereilt. Als nun die kritische Lage der Belagerten ihrem Höhepunkt entgegenging, entschieden sie sich mit Würfeln auszulosen, «wer uss dem schloss durch das heer solt ritten, der die botschaft thete gegen den Jäcken, das sy sich nit sumten, wann sy das schloss nit lang enthalten möchten». Das Los traf den Rechberger. Nahezu unversehrt gelangte er durch die Feinde und benachrichtigte unverzüglich die Armagnaken.

Auf die «so treffenliche grosse Warnung» vom Heranrücken der feindlichen Entsatzarmee mahnten die Härste vor Farnsburg dringend um Zuschub und Hilfe aus dem Hauptheer vor Zürich, worauf ihnen insgesamt 600 Mann — 300 Berner und je 50 Mann aus den übrigen sechs Orten — in Eilmärschen zuzogen. Ihr Eintreffen machte das Volk «muotbrünstig, wild, frölich und wolgemuot». «Getrüwer und nachpurlicher Anzeigung» von Basel konnten sie jetzt entnehmen, «wie das bös verfluochte unsälig volk vor Basel richsnet (herrscht) und die von Basel schadgetent an land, an lüten und an guot».

Schon war von Basel Klage geführt worden, und die Basler Ratsherren Matthis Eberler und Henman Offenburg, durch ihren immensen Reichtum, ihren grossen Einfluss und ihr hohes Ansehen bei den Eidgenossen wohl bekannt, waren bereits am 22. August nach Solothurn und Bern verritten, um die Verbündeten um Hilfe zu mahnen, denn die Stadt befürchtete das Schlimmste. Wie sie den Hauptleuten vor Farnsburg «ylends» mitgeteilt, bezog bereits der Feind sein Lager um Basel.

Im Quartier vor Farnsburg müssen die Hauptleute eingehend ihre weiteren Schritte beraten haben, war es ihnen doch gut bekannt, dass die Schinder vor allem eine Entschüttung der belagerten Burg planten und ihre Vorhut unter Antoine de Chabannes und Jean de Salazar bereits in Muttenz und Pratteln, ihre Vorposten nur eine Viertelstunde unterhalb Liestal «bis zum guoten hus zuo» lagen, ein baldiger Angriff also bevorstand.

Es liegt durchaus im Rahmen der militärisch im allgemeinen so umsichtigen Kriegsführung der ältern Schweizer, dass die Hauptleute sich entschlossen, einen Teil der Streitkräfte zu einer Rekognoszierung zu detachieren. Die Berichte, die Schnaggen hätten sich geteilt und lägen «mit grosser hab» «hie und dort in den dörfern», sie «wärent nakent volk», liessen eine Unternehmung erfolgreich erscheinen. Fründ deutet dies auch an, wenn er schreibt, sie «getruwtent wol, inen ein grosen schaden ze tuonde». Hauptzweck der Aktion war gewiss nicht die Beutemacherei, die eine gefährliche Verzettelung und Zerstreuung der Mannschaft herbeiführen konnte, da das Belagerungsheer für den zu erwartenden Angriff seine Streitkräfte voll beisammen halten musste. Ein Angriff, der über das Scharmützeln und Rekognoszieren hinausging, entsprach auch nicht den Intentionen des obersten Kriegsrates vor Zürich. In diesem Sinne müssen wir auch die Ermahnungen der Hauptleute vor Farnsburg an die Ausziehenden verstehen, die jenen schwören mussten, «nüt für Bratelen ab oder für Mutenz ze komen» und den Berg «ze helf» zu nehmen, sich also an das bergige waldreiche Gelände anzulehnen, sobald sie vom Feinde angegriffen würden. Ohne Schaden, ohne Verluste sollten sie wieder zu ihrer Hauptmacht stossen.

Die Truppe bestand nach den zuverlässigen Ausführungen Hans Fründs, die sich übrigens mit andern weitgehend decken, aus etwas mehr als 1200 Mann, «als die seitend, die daby und mit warent». Sie setzte sich zusammen aus den zuletzt von Zürich eingetroffenen 600 Mann aller VII Orte, ferner aus Leuten von Bern, Luzern und Solothurn der Belagerungsarmee. Altem Brauch nach wählten sie vor dem Aufbruch ihre Hauptleute. Einzelne sind uns, dank den Schlachtjahrzeiten, bekannt. So befehligte Aerni Schick die Urner, Jost Reding die Schwyzer, Rudi Brändli die von Unterwalden, Rudolf Netstaller die von Glarus, Johannes Seiler die Zuger, Hofstetter die von Luzern. Das starke Berner Kontingent stand unter Hans Matter. Nichts näheres ist uns von den Härsten von Solothurn bekannt.

Ueber die Ausrüstung der Truppe gibt uns der in vielen Dingen als ein ausgezeichneter Kenner erwiesene Chronist Mathieu d'Escouchy die einzige Mitteilung. Nach ihm sollen die Eidgenossen ähnlich gewappnet gewesen sein wie die Deutschen, mit Wams, Panzerhemd, Haubert, Eisenhut — «Lesdites Communes qu'on appelle Suisses, estoient assez communement habillez de iaques, de pans, de haubregerie, de glachons et de

chapeaux de fer, à la façon d'Allemagne» —, was nur zum Teil zutrifft und durchaus unvollständig ist.

Auf Grund noch erhaltener Waffen und schriftlicher Aufzeichnungen lässt sich ein Bild von der Bewaffnung der eidgenössischen Knechte im alten Zürich-Krieg und damit auch zur Zeit der Schlacht bei St. Jakob an der Birs gewinnen. Eine der wichtigsten Waffen war der Langspiess, seit den Appenzellerkriegen bei den Eidgenossen in steigender Beliebtheit und immer mehr die ältere Halbarte verdrängend. Der 18 Fuss (rund 480 bis 540 cm) lange Spiess aus Eschenholz war vorne mit einer drei- oder vierkantigen oder auch schmalen, oft lindenblattähnlichen Spitze versehen. Er wurde mit beiden Händen geführt und war eine der gefürchtetsten Waffen des Fussvolkes. Die Beherrschung dieser typischen Schweizerwaffe, die frühzeitig der Infanterie entscheidende Vorteile über die feindliche Kavallerie verschaffte, setzte eine intensive disziplinierte Uebung und Kampfweise voraus. Die Langspiesser kämpften in den vorderen Gliedern des Haufens. Eine charakteristische innerschweizerische Erfindung stellte die Halbarte dar, eine Stangenwaffe wie der Langspiess. Auch diese Offensivwaffe wurde mit beiden Händen geführt und erforderte eine hohe kämpferische Technik. Bei St. Jakob dürfte sie in der Bedeutung als Waffe dem Langspiess noch ebenbürtig gewesen sein, später tritt sie hinter diesem zurück. Verwendet wurde sie zu Hieb und Stoss. Beide Waffen, die jedenfalls die hauptsächlichsten bei St. Jakob darstellten, hatten für den schützenden Schild keinen Platz. Neben der Halbarte wurde damals von den Eidgenossen als eigentliche Stangenwaffe auch der sog. Luzernerhammer und die Mordaxt gebraucht. Die Eidgenossen schützten sich damals mit dem Ringpanzerhemd, unter dem sie oft ein dickes Tuch- oder Lederwams trugen. Zuweilen besassen sie auch nur den Ringpanzerkragen, oder jetzt schon den sog. halben Harnisch, der aus Brust- und Rückenstück, Halsberge, Bauch- und Gesässreifen bestand. Als Helm diente etwa der Eisenhut, die Schallern oder die Hundsgugel. Im Handgemenge, wo Langspiess und Halbarte ausser Betracht fielen, verwendeten die Eidgenossen etwa den kurzen handlichen zweischneidigen Schweizerdegen, den Dolch, die zweihändige Handaxt und das Schwert zu anderthalb Hand, ein zum Hieb verwendetes ziemlich langes Schwert mit einer schier vierkantigen scharfen Klinge und langem Griff.

Den damaligen Gepflogenheiten entsprechend, dürften die Härste der einzelnen Orte von ihren Fähnlein begleitet gewesen sein. Erhalten sind keine. Sie gingen in der Schlacht unter. Vielleicht wurden sie teilweise Beute des Feindes, worauf die Nachricht bei Wurstysen, dem Basler Chronisten, hinzuweisen scheint, der erwähnt, die Elsässer hätten im Winter 1444/45 bei einem Ueberfall auf die Schinder auch ein von diesen bei St. Jakob erbeutetes eidgenössisches Feldzeichen gewonnen und es nachwärts in einzelnen Kirchen zu Schlettstadt aufgehängt. Wie diese Fähnlein aussahen, können wir nicht mit Sicherheit sagen, da nur 2 eidgenössische Fähnlein — im Gegensatz zu Bannern — aus dem alten Zürichkrieg erhalten sind, und auch zeitgenössische bildliche Darstellungen fehlen. Im Original überliefert sind einzig ein bernisches Auszugsfähnlein sowie ein solches von Nidwalden, das letztere nach alten Angaben «nebent einem panner auch gebraucht worden anno 1444 im Toggenburger- oder gar alten Zürich-Krieg». Das Berner Fähnlein ist dreieckig mit horizontalem Unterrand, 100 cm hoch, 208 cm lang.

Es besteht aus Seidentaffet und weist in Rot ein weisses durchgehendes Kreuz auf. Auf dem leider sehr defekten Tuch sind noch Blutspuren erkennbar. Das Nidwaldner ist gleichfalls dreieckig, mit horizontalem Oberrand. Es ist 76 cm hoch und jetzt noch ca. 202 cm lang. Auch es besteht, wie die meisten damaligen Fahnen, aus Seidentaffet. In dem roten, stark abgeblassten Grund ist der aufrechte weisse Doppelschlüssel eingesetzt und vorn von einem weissen Kreuz begleitet. Auch dieses bemerkenswerte Stück ist leicht defekt. Es sind dies die zwei einzigen Auszugsfähnlein der Zeit, im Gegensatz zu noch erhaltenen Bannern von Luzern, Uri, Schwyz, Nidwalden, Glarus. Das älteste Fähnlein der Landschaft Saanen, deren Mannschaft im alten Zürich-Krieg tapfer kämpfte und sehr wahrscheinlich auch bei St. Jakob mitfocht, stammt ebenfalls aus dieser Epoche. Die Fahnenwiedergaben in den schweizerischen Bilderchroniken, vorab im Berner Schilling und im Tschachtlan, stellen den Fahnentypus ihrer Epoche, der Burgunderkriege, dar, sind also für die eine volle Generation ältere Schlacht bei St. Jakob nicht massgebend. Wir gehen indessen wohl nicht fehl, wenn wir an längliche schmale, vielleicht dreieckige Tücher in den Farben der Orte mit einem aufgenähten oder eingesetzten freischwebenden weissen Kreuz denken. Da Nachrichten von den bei St. Jakob geführten Fahnen fehlen, so wäre es indessen nicht ausgeschlossen, dass die einzelnen örtischen Feldzeichen zu Gunsten eines übergeordneten einzigen, vielleicht des bernischen «untergeschlagen» (nicht mitgetragen) wurden. Man könnte dies aus der mit ziemlicher Lokalkenntnis gearbeiteten, bisher ältesten Schlachtdarstellung im Tschachtlan vermuten, ohne doch darüber Gewissheit zu haben und vielleicht auch je zu bekommen. Das Feldzeichen der sich im Baumgarten zu St. Jakob verteidigenden Schweizer ist dort das länglich schmale bernische Auszugsfähnlein mit dem durchgehenden weissen Kreuz in Rot, bei dem es sich nicht etwa schon um ein den Auszügen gemeinsames eidgenössisches Feldzeichen handelt.

Spät in der Dienstagsnacht, am 25. August 1444, machten sich die eidgenössischen Härste auf den Weg. Um Mitternacht erreichten sie Liestal und lagerten sich in der Mehrzahl — der Chronist spricht von tausend Mann — vor den Mauern. Die übrigen, vorab die Hauptleute, betraten die Stadt. Von den Absichten der Knechte ins Bild gesetzt, riet ihnen der Stadthauptmann, Junker Henman Sevogel, energisch von ihrem Vorhaben ab und warnte sie vor einem Angriff auf den vielfach überlegenen Feind. Als man ihm aber den Vorwurf der Zagheit machte, entschloss er sich, ihrem Drängen nachzugeben und den Oberbefehl über das Heer zu übernehmen. Den Eidgenossen schlossen sich nun auch Scharen der «geredsten» Landschäftler aus den Aemtern Farnsburg, Liestal und Waldenburg, von Ziefen und andern Orten an, deren Namen uns teilweise erhalten sind. Nach den Aufzeichnungen des Basler Zunftmeisters zu Brotbecken, Hans Sperrer, genannt Brüglinger, soll sich damit der Heerhaufe auf rund 1500 Mann belaufen haben.

Während in und um Liestal die Vorbereitungen für den Auszug getroffen wurden, nahmen die Vorposten der Armagnaken all das wahr und «machtent sy sich uf die gül und zugent al uf die maten — gemeint ist die Rheinebene bei Pratteln und Muttenz — und schicktend ir botschaft zuo allen herren, als sy zuo ring umb logen und enbottend inen, das die schwitzer im feld werend».

«Ze angendem tag» rückte die kleine verwegene Schar das Ergolztal hinab, ein auserlesenes Heer junger Knechte, vorzugsweise im Alter von etwa 14 bis 25 Jahren, wie es die Elitetruppen der Schweizer bis ins 16. Jahrhundert hinein im allgemeinen aufwiesen. Ausdrücklich spricht der österreichische Berichterstatter Thüring von Hallwil d. Ae. von den «Knaben», und Aeneas Sylvius schreibt von der «lectissima iuventus», der auserlesensten Jugend. Von den «besten und usserlesensten» berichtet der gleiche Hallwil, wie denn überhaupt die Zeitgenossen bei der Nennung der Tat jene Scharen höchst rühmlich erwähnen. Das Fussvolk begleiteten an die 200 Reisige, bei den Eidgenossen des 15. und 16. Jahrhunderts eine nie stark ausgebildete Kampftruppe, aber stets in kleiner Zahl vorhanden, für St. Jakob von dem verlässlichen Thüring von Hallwil ausdrücklich bezeugt.

Offenbar kamen zuerst die Reiter in Gefechtsfühlung mit den Schindern. Da diese gewarnt waren, hatten sie genügend Zeit gefunden, sich für den Kampf vorzubereiten. Nicht auf ein «nakent volk», sondern auf die gefürchteten schwergepanzerten Hommes d'armes der Vorhut stiessen die eidgenössischen Berittenen. Den kriegserfahrenen Lanciers der Franzosen nicht gewachsen, wurden sie geworfen. Thüring von Hallwil schildert — Richtiges mit Falschem vermengend — wie Graf Dammartin «mit sinen wapneren (bewaffneten Schildknappen) uff der matten zu Brattelen gehalten und die knaben von inen getan und iren daselbs gewartet, und hat also mit inen ein scharmützlen getroffen und iro etlich geschlagen, und ist damit sitlich hinder sich zu dem andern sinen läger gewichen biss gen Muttetz uff dem veld, uff der wyte, da etliche der andern lägern zu im kommen sind. Also hand er und die puren mit einandern getroffen (gestritten), da habend die puren bi 200 pferden bi inen gehept, die sind in der tagvinsteri (Morgendämmerung) vor tag gewichen und sich hinweg gestolen . . .» Antoine de Chabannes, der am Abend noch im Hauptquartier des Dauphins, damals vielleicht in Volkensberg, zwei Meilen — etwa 8—10 km — von seinem Standquartier in Münchenstein zu Beratungen geweilt, war auf die Nachricht vom Heranrücken des Feindes schleunigst aufgebrochen und hatte nur eben Zeit, sich in einem Panzerhemd, mit der Schallern eines Bogners auf dem Kopf, in das Gefecht zu stürzen, da er keine Zeit für seine Rüstung und den Streithengst fand — «et a ceste rencontre ledit conte estoit sur ung cheval bayart d'environ de 20 escus dor et pour habillemens unes brigandines et une salade d'archier, car il avoit laissé ses chevaulx et ses harnois en son logis pour ce qu'il n'eust loysir de soy accouster autrement». Auch die Erzählung dieser Chronique Martiniane, deren Verfasser den Grafen Dammartin als Helden herausstreicht, hat wohl zunächst das Reitertreffen im Auge.

Inzwischen war auch das Fussvolk nachgerückt «und da sy die vyent, das bös volk, fundent, da griffent sys an und geschach der angriff ze Brattelen. Also weich derselb huf nid sich wyder Basel ab und kament mit dem an ein andren hufen, der weich ouch nid sich wyder Basel ab, als das ir ufsatz was. Also iltent inen iemerdar der eidgnossen knecht nach und erschluogent und erstachent sy und gieng inen wol».

In trefflicher Prägnanz hat Fründ diese erste Phase, die Einleitung der Schlacht, geschildert. Andere Chronisten haben Einzelheiten beigesteuert, das Bild damit reicher gestaltet, aber nichts Neues, über das Wesentliche hinaus gehendes gesagt. Basler

Chronisten wissen Zahlen der Schnaggen zu nennen — in Pratteln sollen es ihrer 300—400, ja 800, in Muttenz gar 10 000 gewesen sein, die freilich nur dann nicht zu hoch gegriffen sind, wenn man vorzüglich an nichtkombattantes Volk, an jenes Räubergesindel, die vielen Weiber, Knechte, den Tross denkt, der mit der Vorhut disloziert war. Alle diese Schinder nahmen Reissaus und wurden von den Eidgenossen streng verfolgt — «wer aller basest loufen mocht, der tet es».

Die Beute, die den Angreifern nach einem verlustlosen Kampf in die Hände gefallen war, hatte beträchtlichen Umfang. «Vil guots, ouch wagen, ross und geschier» hatten sie dem zurückweichenden Feind «aberylt und hinter sich geschlagen, ouch etlichen schön hüpsch panern gwunnen», worauf die Eidgenossen als stolzeste Trophäen stets einen so grossen Wert gelegt haben. Solche Banner sind uns wegen des fatalen Ausgangs der Schlacht nicht erhalten.

Es liegt im Irrationalen begründet, dass die eidgenössischen Knechte sich mit den wertvollen Ergebnissen des morgendlichen Gefechts, mit der Flucht des Feindes und der reichen Beute, nicht begnügten. In wilder Verfolgung waren sie bis zur Birs gekommen, wo sie das französische Heer, «das gros unzalich volk der schnaggen», erblickten, «die warent nu alle wol zuogerust und gewapnet ze ross und ze fuos». Beim Anblick dieser gewaltigen stolzen Heeresmassen erinnerten die Hauptleute die sich am Birsufer sammelnden kriegslustigen Knechte an ihre Eide, die Birs nicht zu überschreiten und sich in keinen Kampf mit dem Gros der welschen Armee einzulassen. Ein von Basel entsandter Bote, ein elsässischer Söldner, Friedrich von Strassburg, überbrachte die Warnung des Rates, «sy solten den Birssrain nit herabkomen, den es were alles vol volks», machte ihnen auch Angaben über die Grösse der feindlichen Streitkräfte und mahnte sie zur Umkehr. Doch die Knaben brachten in wildem Trotz den unerwünschten Sprecher, von dem sie wähnten, «er welt sy zaghafftig machen», vom Leben zum Tod und erstachen auch sein Pferd. Alles Zureden, Mahnen, Befehlen der Hauptleute half nichts, «sy woltent nyt folgen». Den Hauptleuten versagten sie den Gehorsam, ziehen sie der Feigheit und Zaghaftigkeit, was bei den Schweizern als grösster Schimpf galt. So zogen sie schliesslich «wider der houptlüten gunst und willen» über die Birs, «kün und hochmütig».

In diesen Augenblicken erleben wir jenes grossartige, von Hochmut und Tollkühnheit getragene Aufbäumen der dem Leben noch nicht tiefer verhafteten Jugend, die den Kampf mit dem zahlenmässig weit überlegenen Gegner sucht, allen Vernunftgründen, aller Einsicht, Klugheit und Berechnung der militärischen Führer, aller Ueberlegung zum Trotz. Viele der grössten Schweizer Schlachten sind aus diesem Geist geboren, so Novara und die Riesenschlacht bei Marignano. Aber hier wird zum erstenmal in unerhörter Schärfe dieser wesentliche Zug der eidgenössischen Knechte greifbar deutlich, das bis zum Berserkerhaften, bis zum Tollkühnen und Wahnwitz gesteigerte Berufskriegertum, das bar aller Vernunftsgründe sich in den Kampf, in den Tod stürzt, ohne Furcht vor einem vielfach überlegenen Feind, und mit bravourmässiger Beherrschung der Waffe und Kampftaktik den Gegner niederringen oder untergehen will. Eine heroische Lebensauffassung, die die Kämpfe der alten Schweizer auf den eigenen und fremden Schlachtfeldern so gross macht und ihnen ewigen Ruhm verleiht. Insofern ist die Schlacht bei St. Jakob nicht einmalig, sondern sie ist Typus, ein wesentliches Moment,

das bei bisherigen Betrachtungen der Schlacht nur allzuleicht vernachlässigt oder ganz übersehen worden ist.

Mit dem Ueberschreiten der Birs beginnt die eigentliche Schlacht. Die Lust nach Beute weicht dem Willen zum Angriff, zum Kampf, zur Vernichtung des überlegenen Gegners, wie dies trefflich Fründ selbst andeutet: «und als sy einandren ansichtig wurdent, da trungent der eidgnossen knecht gegen inen». Es ist dabei durchaus unlogisch und widerspricht dem Ablauf der Schlacht, wenn man, wie dies vielfach geschehen ist, annimmt, es sei unerfindlich, warum nach Ueberschreiten des Flusses die Knechte nicht direkt zum St. Albantor gezogen seien, um sich in den Schutz der Stadt zu begeben. Schon der Basler Rat deutet in seinem Schreiben an die zu Nürnberg versammelten Städteboten vom 3. September 1444 die Absicht der Eidgenossen an. Er berichtet nämlich, dass die Knechte das fremde Volk in Muttenz und Pratteln angegriffen hätten — «wollte got, daz sie sich damit hetten lassen benuegen. Ir manhit zwang sie aber darzuo, daz sie furer zugent nahe zu unserer statt über das wasser die Birse und sahent ein gross macht vor inen halten by 20tusent pherden und werent von der bruck den undern wege — heute den Gellert — on schaden wol in unser statt komen. Das meinten sie nit und zugend heruff wider berg zem sichhuss und griffen das frömde volk an und stritten mänlich mit inen von frue uncz vesper.»

Noch standen die Eidgenossen auf dem rechten Ufer der Birs. War man früher der Auffassung, die Eidgenossen seien unter Geschützdonner über die alte hölzerne Birsbrücke geeilt oder durch das Wasser gewatet, so trifft dies nach neueren Forschungen nicht mehr zu. Der grosse Geschützpark, den die Armee des Dauphins mitschleppte, war noch gar nicht zur Stelle und ist überhaupt nie vor Basel gewesen. Nur einzelne Tarrasbüchsen, von denen der Basler Offizial Heinrich von Beinheim sogar behauptet, sie seien aus Schloss Pfeffingen hergeschafft worden, standen den Armagnaken bei St. Jakob zur Verfügung. Fründ berichtet zwar, die Schinder hätten mit «gros geschütz» gegen die Eidgenossen geschossen «und schussent gar vast und hert und letztent (verletzten, verwundeten) für sich garvil der eidgnossen», als diese auf das andere Ufer drangen, doch kann dies der Schwyzer Landschreiber mit einer späteren Phase der Schlacht verwechselt haben. Immerhin wird man sich den Uebergang über die Birs auch nicht als unverteidigt denken dürfen. «Do kamend die schinder an sü als vil loup und grass» schildert im Gegenteil der Basler Kaplan Erhard von Appenweiler die Menge der sie jetzt bedrängenden Feinde.

Ueber die Einzelheiten der Schlacht, die sich auf der weiten Ebene zwischen St. Jakob und Gundeldingen abspielte, über einzelne Phasen des Kampfes sind wir nur sehr ungenau berichtet — selbst die Formationen, die die Eidgenossen dabei bildeten, es sollen vier Haufen gewesen sein, sind nirgends beschrieben. Was wir über die Schlacht lesen, ist Kombination, die oft der Prüfung nicht standhält.

Wie wir oben gesehen haben, bestand das Gros der feindlichen Armee aus den schwergepanzerten Hommes d'armes, die zu Pferde kämpften, insgesamt etwa 16 000 Reisigen unter dem Befehl Jean de Bueils, 6000 Mann Reserve unter dem Dauphin. Dazu kamen etwa 8000 Bogenschützen, vielfach Engländer. Sie sassen im Kampf ab und handhabten aus der Ferne als treffliches Scharfschützenkorps ihre gefährlichen Bogen.

Die leicht bewaffneten berittenen Pagen, Coustilliers, Archers und Knechte — die Assistanz der Hommes d'armes — nahmen am Kampf mehr im Geplänkel als im frontalen Massenangriff teil. Die Truppen des österreichischen Adels — der Tütschen oder Allemans die in deutlichen Gegensatz zu den Suitenses, Suisses oder Schweizern gestellt werden — fochten hingegen in der Hauptsache zu Fuss.

Nach übereinstimmenden Berichten geschah der Angriff der eidgenössischen Knechte alsbald gegen die feindlichen Kürisser: ein furchtbarer Anprall der schwer gepanzerten Reiterei und des spiessestarrenden todbringenden Fussvolks, beide in ihren Waffen hervorragend tüchtig. Mit unbeirrbarer Wucht treiben die Schweizer ihre Formationen in den Feind, der unaufhörlich frische Reisige in die Schlacht wirft, um dem Ansturm nicht zu erliegen. Auch später hat sich das Erstaunliche wiederholt, dass gerade die schweizerische Infanterie der Kavallerie überlegen war, ob es sich um die Gens d'armes Franz' I., die Schwarzen Reiter der Hugenotten oder andere gefürchtete Reitertruppen handelte. Mit einer seltenen Tüchtigkeit und Bravour hielten zum erstenmal bei St. Jakob die Knechte die vielfache Ueberlegenheit und den immer frischen unverbrauchten Einsatz der gegnerischen Reiterei aus. Mit äusserster Kraft — «summis utrinque viribus», wie Aeneas Sylvius bemerkt — wurde auf beiden Seiten gerungen, mit einer Verbissenheit und einer Wildheit, die barbarisch anmutet.

Einer der besten Kenner der Ereignisse, Mathieu d'Escouchy, als Franzose gewiss für die Eidgenossen nicht voreingenommen, betont, dass die sehr harte und wunderbare Schlacht — très dure et merveilleuse bataille entre icelles parties — drei bis vier Stunden unentschieden hin- und herwogte, bevor man wusste, wer Sieger blieb. Denn — so bezeugt der hervorragende Chronist — wenn die Franzosen tapfer angriffen, so wehrten sich die Eidgenossen auch sehr hart und stark. Von einigen Edelleuten, die an der Schlacht teilgenommen und auch in früheren Kriegen gegen die Engländer und andere gewesen, sei ihm erzählt worden, dass sie nie Leute gesehen noch gefunden hätten, die mit einer so grossen Abwehr, solcher Todesverachtung und Kühnheit ihr Leben liessen — «Et me fut dit sur cette matière par aucuns nobles hommes qui avoient esté a cette journée et avoient esté autres fois ès guerres de France en plusieurs journées et rencontres tant contre les Anglois comme autres qu'en leurs temps ils n'avoient veu ni trouvé aucunes gens de si grand defense ny tant outrageux et temeraires pour abandonner leurs vies.»

Die Verluste der Franzosen an Menschen und Pferden müssen dabei beträchtlich gewesen sein. Nach der Schlacht wurden allein über 1100 tote Streithengste auf der Walstatt aufgefunden, wie der geschworene Läufer von Basel, «der hoch und tief ret, das es die recht warheit wäre», Fründ selbst mitteilte.

Nach diesem wechselvollen ungleichen Ringen, das vier und mehr Stunden dauerte, und dem bereits das mehrstündige Gefecht bei Pratteln und Muttenz vorangegangen war, vielleicht auch von der Wirkung der heissen Augustsonne ermattet, begannen die Schweizer, in geordneten und unerschütterten Haufen, wie einst später bei Marignano, unablässig «umb und umb zuo» von den Schindern, Rittern und Knechten des Adels angegriffen und bedrängt, den Rückzug, nicht sowohl besiegt als vom Siegen ermattet, «non tamen victi quam vincendo fessi» — so sagt Aeneas Sylvius.

Es scheint, als ob die Eidgenossen sich ursprünglich nach der Stadt zurückziehen wollten. Bereits hatten sie zwei Boten an Basel abgefertigt, mit der Mahnung um Zuzug. Darauf liess Oberstzunftmeister Andreas Ospernell unverzüglich in den Rat läuten und Beschluss fassen. Voll Ungewissheit hatte man von den Mauern und Türmen aus die Vorgänge in der Ebene verfolgt. Das Volk, voller Begierde, den Eidgenossen zu Hilfe zu kommen, lief stürmisch bewegt im Harnisch und mit der blanken Waffe auf dem Kornmarkt umher und forderte energisch den Auszug. Ungeduldig über die noch zögernde Haltung des Rates, zwang die Masse die Obrigkeit zum Handeln. Ein Metzger, dessen Zunft von jeher eidgenössisch gesinnt war, entriss dem Bannerherrn das Hauptbanner und schrie: «Harnach, wer ein Basler syge». Dem Rat blieb nichts anderes übrig, als die Mannschaften zu ordnen und sie in den Kampf zu führen. Jeglichen hiess er, «der do usshin zoch, ein strowwüsch hinder under sinen gürtel stossen zu einem wortzeichen». Daran konnten sich die Städter im Kampfgewühl erkennen — die Eidgenossen trugen bekanntlich seit Laupen ein weisses Kreuz auf den Harnischen. Den Oberbefehl führte Burgermeister Hans Rot, die Söldner standen unter dem Befehl Konrad Dürrs, die Reisigen befehligte Hans von Laufen.

Während die städtische Hauptmacht «mit der paner fürus zog zuo dem kepelin», wo sich heute das St. Jakobsdenkmal befindet, waren Späher mit Konrad Dürr vorausgeritten, um die Lage zu rekognoszieren. Da entdeckten sie, dass ein grosser Haufe Armagnaken am Rain zu Gundoldingen hielt — «waren still und regten sich nit und warteten ob die von Basel fürer hinuss wolten, dess sy eygentlich in willen waren». Sie hatten bereits einen «spitz» gemacht — «wen wir werent für die krüczstein kumen, das sy den werent zwischen uns und die stat komen». Die deutliche Absicht des den nichtkampftüchtigen bürgerlichen Milizen auch zahlenmässig weit überlegenen Feindes auf einen Ueberfall und Handstreich der Stadt machte die Hauptleute unschlüssig. Da trafen Boten um Boten ein mit Mahnungen von «fromm lüt, geistlich und weltlich, uff den thürmen, die sachen mer dann 20 tusent man, welche die, so von der stat hinusszogen, nit sechen mochten». Entscheidend ins Gewicht fiel, dass in diesem Augenblick jenseits des Rheins ein grosser Zug mit einem roten Banner auftauchte, die österreichischen Truppen unter Hans von Rechberg. Unter dem Eindruck, dass ein konzentrischer Angriff gegen die Stadt — von der Gross- und Kleinbasler Seite her — geplant sei, entschloss man sich zum Rückzug. Nur mit Widerwillen und «mit jomer» kehrte das Volk ungeordnet um — das Aufwallen einer heldischen Gesinnung in stumpfer Resignation begrabend. «Und gab uns got und sin liebe muoter das gelück, das wir nüt volzugent, anders wir werent umb lib und umb guot kumen und umb das ales, das uns got je verlichen hat, und umb die stat dorzue . . ., und muosten also unser guotten fründ gotes genoden losen warten und erslagen werden, das wir doch leider nüt gewenden kundent.»

In diesen tief bekümmerten Worten gibt ein Basler Zeitgenosse, der als Zunftmeister an dem Auszug selbst teilgenommen, Brüglinger, dem Unmut und der Unlust der Bürgerschaft Ausdruck: der Verzicht auf heroische Grösse, den die Basler durch ihren Rückzug, selbst wenn er so gut begründet war wie hier, bekundet haben, muss auf den Gemütern schwer gelastet haben.

Wie sehr die Lage Basels eine denkbar kritische in jenen Augenblicken war, beweist deutlich auch das Mahnschreiben an die Nürnberger Städteversammlung vom 3. September. Darin berichtet die Stadt, wie sie «mit ganczer macht — also mit etwa 3 bis 4000 Mann — gegen inen fur unsern crüczstein usszog und werent inen geren zu helffe komen, es mocht nit sin, wollten wir nit umb unser stat ere, liber und guet komen sin. Denn von grosser macht, so sy hattend, understunden sie uns zu hinderzihen und zu ganczer verderblichkeit zu bringen, konden wir uns bessers nit verstan, dann wider in unser stat zuzyhende und die zu behaltende. Und geschach uns leiders nye, dann daz inen unser hilff nit erschiessen mocht.» Tschachtlan deutet auf seinem Schlachtgemälde (siehe Tafel 6) auch an, dass auf der Rheinseite gleichfalls ein Trupp fremden Volks, offenbar Oesterreicher, nur darauf wartete, die Städter abzuschneiden. Interessant ist damit im Zusammenhang die Bemerkung, die später ein Knecht des Basler Domherrn Adolf von Hattstatt in der «Herberg zer trüw in dem kleinen stüblin» zu Colmar über den Basler Auszug getan hat: «O wärent die bösswicht volczogen mit der paner heruss einen steinwurff verrer denn sy warent, so wolten und hetten wir sy allsamen erschlagen und die statt ingenommen han».

Die Eidgenossen haben den Umständen, die zu der Haltung des Bundesgenossen beitrugen, Rechnung getragen. Der offizielle Schreiber der damaligen Schweiz, Fründ, zeichnet in sicheren Worten die Lage der Stadt und lässt klar erkennen, dass das Verhalten bei den Eidgenossen verstanden und gebilligt wurde. «Die von Basel, die warent ouch ze wege von der statt herus gezogen und woltent der eidgnossen knechten ze hilf komen sin; da tatent inen die vyent so not, das sy kum wyder hinin kament: denn die vyent woltent inen glich die statt und die tor fürzogen han; und was da grose jämerliche not und die gröste not, von dera ich je gehört und vernomen han.»

Die Eidgenossen hatten inzwischen den Rückzug angetreten. Sie wären dabei gern «gen Basel zuo der statt zuo komen und lugten also uf die von Basel, die söltend inen entgegen ziehen und hinzuohelfen». Schon fochten sie «uf dem rein zuo sant Jakob», als sie der Basler ansichtig wurden, von denen sie nur eine kurze Wegstrecke trennte. Furchtbar trog sie ihre Hoffnung auf Hilfe, denn schon nach kurzem sahen sie die Städter ihnen den Rücken kehren. Da warfen sich die Knechte kurzerhand in das nahe Siechenhaus, das dem heiligen Jakob geweiht war und die Aussätzigen herbergte. Hier fanden die paar hundert Mann, die aus dem ungleichen Kampf übriggeblieben, fürs erste im Haus und ummauerten Garten Schutz vor dem heftig nachdrängenden Feind. Doch da stiessen die Schnaggen das Siechenhaus an und zwangen die Knechte zum Verlassen. Vom Baumgarten aus wehrten diese nun mit starker Hand die wiederholten Stürme des Gegners ab. Jetzt war es vor allem das österreichische Fussvolk, das durch eine grosse, in die Mauer geschlagene Bresche hereinbrach. Die verwundeten oder erschlagenen Haufen wurden durch immer neue frische Kräfte ersetzt. Die Mehrzahl von ihnen wurde ausserhalb des Gartens von den Knaben erschlagen. Grosse Verluste brachten vor allem die aus der Ferne schiessenden englischen Bogner den Eidgenossen bei, deren sechshundert ihre todbringenden Pfeile zielsicher abschossen. Die Berner Oberländer machten darauf einen verzweifelten Ausfall und erschlugen mit ihren Halbarten diese Truppe in zwei Haufen, in so kurzer Zeit, als «einer mocht der halben stat lang gone».

Es ging gegen Vesperzeit. Stets noch dauerte das grauenvolle Ringen an, ohne dass die Eidgenossen den Angriffen erlagen oder sich ergaben. Da wurden schliesslich vier Tarrasbüchsen aufgestellt und die Mauern niedergelegt.

Nach dem Bericht des Oesterreichers Schamdocher soll es nun zunächst zu Unterhandlungen gekommen sein: «in der zeit taydingt (unterhandelt) des Delfin hauptman mit in in aim gelait, der da hies der Munch, der tet sein tschelern auf oder visier». Die des Kämpfens müden Armagnaken boten den Eidgenossen durch Burkard Münch als Unterhändler freies Geleit und Abzug an. Die nur fragmentarisch überlieferte Szene lässt sich kaum genau wieder rekonstruieren. Es scheint, als ob dieser bestgehasste Gegner der Eidgenossen, der dem Dauphin als Führer durch den Sundgau gedient hatte, mit seiner Verhandlung auf Widerstand gestossen war. Sein hochfahrendes Wesen, das er den zu Tode ermatteten Eidgenossen zur Schau trug, mag genau so wie der historisch überlieferte Ausspruch des Ritters — «Ich siche in ein rossegarten (Rosengarten), den min fordren geret (gepflanzt) hand vor hundert jar» — den Gegner gereizt haben. Jedenfalls erzählt der gleiche Appenweiler, dass einer der Knechte ihm einen Feldstein «zem Fisier» warf, so dass er schwer getroffen vom Pferde sank und nach drei Tagen in Landser starb. Tschachtlan hat auf seinem Schlachtgemälde auch Burkard Münch dargestellt, als jenen vordersten Reiter, der mit offenem Visier, einen Stein im Gesicht, vom Pferde sinkt, während ihm gegenüber ein Eidgenosse abgebildet ist, der eben den Stein fortgeschleudert hat.

Auf den Sturz des Unterhändlers und die eindringlichen Mahnungen Hans von Rechbergs entschlossen sich die Armagnaken und österreichischen Ritter und Knechte zum letzten Ansturm und zur völligen Vernichtung des Feindes. Furchtbare Verheerung richtete das Geschützfeuer unter den Schweizern an. Dann drangen die Feinde durch die entstandenen Breschen von vorn und von hinten hinein.

Und nun folgt ein entsetzliches Handgemenge, ein übermenschliches Ringen von Mann zu Mann, zwischen den zu Tode ermatteten, aus vielen Wunden blutenden Männern, die mit der letzten Kraft ihr Leben noch teuer verkaufen, und den blutgierigen, hasserfüllten Schindern und österreichischen Rittern und Knechten — «und erstachentz und erschluogentz, das ira lützel dannen kament, die hinabgezogen warent».

Unübertrefflich hat Aeneas Sylvius das Ringen um das Siechenhaus geschildert: «Ein grauser und schrecklicher Kampf beginnt, und auf beiden Seiten fallen sehr viele. Es ist schauerlich zu hören: die Schweizer rissen aus ihren Leibern die blutigen Pfeile und warfen sie mit abgehauenen Händen auf die Feinde und hauchten nicht eher den Geist aus, als bis sie ihren Mörder selbst ermordet. Einige, von Spiessen durchbohrt und von Geschossen belastet, rannten in die Armagnaken hinein und rächten ihren Tod. Vier Armagnaken verfolgten einen einzigen Schweizer und hatten bereits den Zerschossenen zu Boden gebracht und wüteten auf seinem Körper. Da drang dessen Genosse, eine Halbarte erfassend, auf die vier ein, erschlug zwei, jagte die andern in die Flucht, lud den Halbentseelten auf seine Achseln und trug ihn den Feinden zum Trotz zu den Seinen. Hinter den Schweizern stand eine Mauer des St. Jakobsgartens, durch welche sie von einer Seite sich geschützt glaubten und nur nach vorne kämpften. Die Deutschen aber, die bei den Armagnaken waren, brachen in den Garten, durchgruben die Mauer

und griffen die Schweizer im Rücken an, was eine Hauptursache des Untergangs der Schweizer gewesen ist. Nun wird vor- und hinterwärts gekämpft. Mann ringt mit Mann. Nicht mehr aus der Ferne, sondern Aug in Auge zückt man das Schwert. Die Schweizer, gleich Löwen, rasen mitten in die Sieger durchs ganze Heer, schlagen, schmettern alles nieder, nicht als kämpften sie um den Sieg, sondern im Bewusstsein, ihren Tod zu rächen.»

Wie Thüring von Hallwil und andere erzählen, kämpfte auf sich allein angewiesen ein verlorener Haufe auf einer Au in der Birs gegen die Welschen, die ihn von allen Seiten umzingelten und schwer bedrängten. Eine grössere Anzahl ergab sich. Sie wurde gefesselt und nachwärts teilweise niedergemacht. Die Basler behaupteten später, Ritter Peter von Mörsberg habe die Schinder zu diesem Mord angestiftet, was er jedoch bestritt.

Nach erfochtenem Siege dankten die Franzosen nach uraltem, mittelalterlichem Brauch Gott «de leur bonne fortune». Einige Deutsche wurden zu Rittern geschlagen. Dann plünderte man die toten Feinde aus —, jeder nahm, was ihm gefiel. Nach einer den Eidgenossen fremden Sitte rissen sie den Gefallenen — Fründ behauptet, sogar den Lebenden — die Kehlen ab und hauten den Hals auf, «so wit von einandren, das man keinen me bekennen kond noch mocht, ein für den andren», was ihm ein Priester, der die Toten bestatten half, bestätigte. Die eigenen Verwundeten visitierte der Feldscher, worauf sie nach Altkirch abtransportiert wurden. Die Toten hingegen führten die Armagnaken nach Gundoldingen, Arlesheim, Reinach, Aesch, Therwil, Muttenz und verbrannten sie dort in den Häusern, «als das ir gewonheit was, als man seit». Die vornehmen Gefallenen, Grafen, Barone, Ritter, wurden bis nach Brabant, Frankreich, den Niederlanden geführt, in Mömpelgart und in Isenheim fanden verschiedene Grafen ihre letzte Ruhestätte, in Neuenburg a. Rh. Burkard Münch, der Bourgalemoine der französischen Chroniken, dem Basel das Erbbegräbnis in der Stadt verweigerte.

Der Dauphin hatte an der Schlacht nicht teilgenommen. Wie Mathieu d'Escouchy erzählt, waren ihr auch die Persönlichkeiten hohen Standes, die Prinzen königlichen Geblüts, und die vornehmsten und trefflichsten Mitglieder seines Rates ferngeblieben. Als Ludwig die Siegesnachricht wahrscheinlich in Volkensberg erhielt, zeigte er sich freudig erregt und wartete seinen Kapitänen und andern, die aus der Schlacht kamen, bei ihrer Rückkehr besonders gut auf, lobte ihre Tapferkeit und dankte ihnen für ihre Treue.

«Von sunnen uffgang des morgens bis zu der sunnen nidergang der nacht» — von acht Uhr früh bis neun Uhr abends — hatte der gewaltige Streit auf der Ebene vor Basel gedauert — «dann die eidgnossen ein hefftigen grossen stand hetten». Oder wie Fründ schildert: «Der eidgnossen knecht wartent sich ouch manlich und vast als biderb lüt und plibent vest aneinandren und woltend nit flichen noch von einandren wichen, denn ira wärent wol vil mer darvon komen, hettent sy nit einandren geruwen (gereut)» ... Es war einer der blutigsten Tage in den Annalen der französischen und schweizerischen Geschichte, der ausserordentlich hohe Opfer gekostet hatte. Nach dem Bekanntwerden der Verlustziffern war auf beiden Seiten tiefe und begründete Trauer. Die Zahl der gefallenen Franzosen und deutschen Ritter und Knechte muss ganz beträchtlich gewesen sein. Fründ schätzt sie auf über 3000, doch genau wisse man's nicht.

Andere, Basler z. B., nennen 2000 und 2200 Schinder, nach Beinheim soll der Dauphin mehr als die Hälfte seines Heeres verloren haben. Hoch war insbesondere auch die Zahl der vornehmen Gefallenen, darunter dem Dauphin so nahestehende Edelleute wie etwa Robert de Brezé. Man begreift, wenn der Dauphin weinend versicherte, «ich wolte, das die noch lebtend, das kein eignoss erslagen were». Nach andern soll er geäussert haben, in drei Stunden habe er wohl 13 000 und mehr Feinde niedergelegt mit weniger grossen Verlusten als ihm jetzt «von einer handvol lütten» an einem ganzen Tag geschehen sei. Beinheim, der als Generalprokurator des Konzils und geschätzter Offizial des Basler Bistums viele Beziehungen hatte, legt dem Prinzen den denkwürdigen Ausspruch in den Mund, «das er herter volk nie gesechen hett und wolt niemermer wider sy stritten». Der Eindruck eines Pyrrhussieges findet sich auch bei Fründ und dürfte weitgehend den Tatsachen entsprochen haben: «Ich hört aber vil und dick, das man seit, ira wäre ob 3000 erschlagen. Es ist ouch wol gloplich, ee das so vil endlicher, fromer, userlesner, starker manen wurdent umbracht, das sy ouch grossen schaden den vyenden tatind und mängen ze tode erschluogint; dann sy sich ritterlich und manlich wertent, als der Tälphin und ander nahin rettent und seitent; dann sy zugent von stund ab und darvon, das sy nit mer glust, fürbasser ze ziehende, noch die eidgnossen noch ander mer ze versuochende.»

Drei Tage nach der Schlacht «noch strittes recht» gab der Dauphin das Feld frei. In Gegenwart von zwei königlichen Herolden kamen die Prediger-, Augustiner- und Barfüssermönche «und sust lutt mit stosskarren und sust karren, die das volck (die Toten) zammen fuortend». 400 Personen, Männer und Weiber, halfen die Erschlagenen sammeln. Hinter der Kirche des Siechenhauses wurden drei Gruben gemacht und geweiht und «alle gemeine» dort bestattet. Die namhaften Gefallenen — die Hauptleute, darunter auch Henman Sevogel und andere — wurden in die Stadt überführt. Zwei noch lebendig in den «hürsten» aufgefundene Eidgenossen starben auf dem Weg in die Stadt. Als man später den Keller des Siechenhauses bei den Räumungsarbeiten freilegte, fand man, so berichtet Felix Hemmerli, 99 Eidgenossen, die unversehrt den Erstickungstod erlitten hatten. Am Montag, den 31. August, wurde in allen Kirchen der Stadt für die Gefallenen das feierliche Totenamt gelesen.

Die Zahl der erschlagenen Schweizer ist schwer zu beziffern. Immerhin besitzen wir die mit grosser Sicherheit gegebene Zahl von 1168 Mann bei Fründ. Sie muss auf sehr guten Nachrichten beruhen und dürfte zuverlässig sein. Wir geben ihr den Vorzug vor den Angaben der Eidgenossen, die sie einmal mit 800 bezifferten. Die von Basler Chronisten, aber auch andern Zeitgenossen mitgeteilten Verlustzahlen sind sehr schwankend und gehen z. T. weit über die Stärke selbst des eidgenössischen Heeres hinaus. Nur wenige Knechte — es wird von 200 berichtet — waren dem Tode entronnen. Die Namen der Gefallenen hat die uralte Sitte der Schlachtjahrzeit verewigt und für die Nachwelt sichergestellt. Einzig da, wo diese Quellen fehlen, z. T. für die Basler Landschaft, für Solothurn und Bern, besitzen wir keine genügenden Nachrichten, können wir die gefallenen Knechte nicht in das Bild ihrer Familie, ihrer Sippe, ihres Standes und ihrer Umwelt einordnen.

VI

Die Folgen der Schlacht

Mit Windeseile verbreitete sich die Nachricht von der grossen Mannschlacht bei St. Jakob an der Birs.

«Das warent nu herte märe, übeliche, erschrockne märe» — schreibt Hans Fründ, und dies muss der allgemeine trostlose Eindruck bei den Eidgenossen im ganzen Lande gewesen sein.

Als nun gar die gut unterrichteten Berner und Solothurner die unheilvolle Mitteilung bekamen, dass «das frömd volk inen wolt in ira land ziehen», befahlen sie den Ihren vor Farnsburg schleunigst heimzukehren. Das führte zu Unstimmigkeiten unter den dortigen Härsten, denn die Luzerner beharrten anfänglich auf der Fortsetzung der Belagerung und drängten die Berner da zu bleiben oder ihnen doch das Geschütz zu lassen, sie würden ihnen eine gute Nachhut sein. Da aber mit den Bernern und Solothurnern der grösste Teil der Mannschaft wegzog, gab man schliesslich die Belagerung überhaupt auf und liess selbst die Artillerie zurück. Nachwärts behaupteten die Gesandten Karls VII., sie hätten den «gaing (Gewinn) de l'artillerye desdicts Soisses» vor Farnsburg gemacht, und der österreichische Ritter Thüring von Hallwil äusserte sich in seinem Schreiben an Markgraf Wilhelm von Hochberg vom 27. August, die «bösswicht vor Varnsperg seien alle flüchtig worden, noch zu angender nacht, und hand allen züg (Artillerie) hinder inen gelassen». Darunter befand sich eine Basler Büchse, die vom Feind nach Säckingen geführt wurde.

Bern mahnte nun aber auch seine Truppen vor Zürich zur Heimkehr. Die brachten den Befehl ihrer Herren im Feldlager der Eidgenossen zur Sprache, und da erlebt man neuerdings, wie die Berner beschworen werden zu bleiben, die Belagerung nicht aufzugeben. Wohl in ähnlichen Verhältnissen — Bern war immerhin die erste und zahlenmässig grösste Kriegsmacht der Eidgenossen, und Solothurn schloss sich ihm an — fasste man dann den Entschluss, «gemeinlich ein abzug zuo tuonde und das veld ze rumen». Alles um Zürich wurde verwüstet und verheert, die Hütten, Ställe, Scheunen, Häuser niedergebrannt, die Büchsen und Büchsensteine zu Schiff Limmat abwärts nach Baden transportiert. Während die Berner und Solothurner am 29. August über Lenzburg heimzogen, marschierten die innern Orte über den Albis nach Wädenswil. Luzerner und Zuger blieben hier zurück, die Urner, Schwyzer, Unterwaldner und Glarner begaben sich nach Hause. Bereits im Laufe der nächsten Woche sammelten sich jedoch alle Hauptmannschaften im Freiamt, nur die Glarner nicht, die feste Positionen in der Walenseegegend bezogen und sie in Verteidigungszustand setzten. Aber schon vierzehn Tage später zogen die Heerhaufen mit ihren Bannern heimwärts, nur Besatzungen wurden zur Sicherung des Aargaus in den einzelnen Städten, besonders Mellingen, Lenzburg, Bremgarten und Baden zurückgelassen.

Die Schinder waren inzwischen mit Rauben, Plündern und Morden — «wider ehr, gelimpf und aller recht» — weiter vorgedrungen. Am 27. August erreichten sie schon Waldenburg und Balsthal. Bern, das mit Solothurn und Biel die Juraübergänge sichern wollte, mahnte Thun, am 1. September selbst Uri. Gleichzeitig bewegten sich die

Schinder, nach den einen unter Montgommery, nach den andern unter dem Damoiseau de Commercy, in grosser Zahl am rechtsrheinischen Ufer entlang aufwärts und besetzten Säckingen, Waldshut, Rheinfelden Laufenburg, ja kamen bis vor die Tore Schaffhausens. Ihr Ziel war die Besetzung von Schwarzwald und Breisgau. Waren sie anfänglich freudig begrüsst worden, so wurden sie sehr bald als das erkannt, was sie waren, denn sie nahmen den Leuten, was sie hatten, und «leptent mörtlichen mit inen und risen inen ire kelen ab und triben gros unfuor mit den frouwen und mit den döchtern». So «wart ein grussenlich klag in dem land» und das Volk wehrte sich, wo und wie es konnte. Da die Schwierigkeiten wuchsen, kehrten die Schinder in die Elsässer Gegend zurück.

Der Dauphin hatte inzwischen sein Quartier von Waldighofen, wo er sich mit Unterbruch, zuletzt offenbar in Volkensberg, seit dem 23. August aufhielt, nach Altkirch verlegt, wohin die zahlreichen Verwundeten gebracht wurden. Hier trauerte der Prinz um die grossen Verluste, die sein Heer erlitten hatte. Die Eidgenossen machten später — am 18. Oktober 1444 — der Stadt Biberach zu Handen der Reichsstände in Konstanz davon Mitteilung und berichteten, wie «unser ungnediger herr» — gemeint ist Friedrich III. — «das unmilt streng volk von Frankrich uff uns bracht, von denen wir bi achthundert fromer redlicher biderber knechten verloren hant. Doch sint si sin nit vergebens hinkomen, si haben dagegen verloren; das der Dalfin selbs sprach, er wölt als gross gold geben, als er wär, das die sinen und die unsern noch in leben wären; doch rüwent uns die unsern vil dester minder, sider das si redlichen bestanden und an keiner flucht erstochen sint und das si sich einen ganzen summer langen tag gegen iren vigenden so redlichen gewert hant, da der andern drissig an der unsern einen warent».

Am 29. August trafen hier die Gesandten des römischen Königs vor dem Dauphin ein, Peter von Schomberg, Bischof von Augsburg, Dr. Johann von Aich, Graf von Starhemberg, Thüring von Hallwil d. Jg. Friedrich, bei seinem Eintreffen auf dem Nürnberger Reichstag am 1. August 1444 von den Reichsständen wegen der französischen Invasion mit heftigen Vorwürfen empfangen und zu Versprechungen genötigt, hatte diese Boten an den Prinzen abgeordnet, um ihn zum Verlassen der deutschen Lande zu bewegen. Sie überbrachten Beglaubigungsschreiben des Königs und setzten Ludwig auseinander, dass Friedrich — durch Treue und Freundschaft mit dem König von Frankreich verbunden — sich wundere und bis in die Eingeweide erschrocken sei, dass der Delfin selbst mit einem so zahlreichen Heer — «cum tam multo et magno barbarorum exercitu» — das Reich betreten habe und die dem Reich botmässigen Städte einnehme und das Land verwüste, ohne zureichenden Grund; wenn aber ein solcher vorhanden sei, dann möge er ihn dem römischen König bekannt geben, damit ihm Gerechtigkeit und Genugtuung widerfahre. Darauf antwortete der Prinz, er sei gekommen, jene dem Königreich Frankreich seit alters unterworfenen Länder wieder zu gewinnen, die sich der Botmässigkeit des Königreiches freiwillig und betrügerisch entzogen hätten, ausserdem werde er über all das in Kürze seine Botschaft dem römischen König senden.

Anfang September fand die Begegnung mit Markgraf Wilhelm von Hochberg statt, der Zürich halben den Dauphin um militärische Unterstützung bat und diese anscheinend zugesichert bekam, denn am 8. September schrieb der Markgraf an Zürich, die

Truppen seien bewilligt, doch die Höhe des Kontingents noch unbekannt. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dass die Zusicherungen des Dauphins nicht bindend waren. Damals bereits betrachtete der Dauphin seine Hauptaufgabe, den Heereszug gegen die Eidgenossen, als erfüllt: Farnsburg und Zürich waren ihre Belagerer los. All zu teuer war ihn freilich die Expedition zu Gunsten seines zukünftigen Schwagers, Herzog Sigismunds von Oesterreich, zu stehen gekommen, und er wünschte nichts sehnlicher, als die Fehde gegen die Eidgenossen einzustellen. Hingegen stand nun sein Sinn auf die Besetzung des Elsass und vielleicht die Einnahme Basels, wenn sich das ohne grosse Verluste und schwere militärische Disgressionen machen liess. Ludwig war viel zu sehr Diplomat und von Natur aus unkriegerisch, als dass er sich zu weit in solche Abenteuer eingelassen hätte.

Die Situation Basels war auf den ersten Blick tatsächlich nicht rosig. Die Routiers verwüsteten die Landschaft als feindliches Gebiet, sengten und brannten, raubten, plünderten, peinigten die Bevölkerung nach ihren bewährten Methoden. Die Stadt selbst befürchtete nach wie vor einen Handstreich. Nach Mathieu d'Escouchy lagerte das Heer am 27. und 28. August noch vor Basel und der Dauphin selbst wie adlige Herren hielten sich dort auf, um die Stadt zum Gehorsam zu zwingen, «pour d'icelle ville avoir obeissance». Selbst noch acht Tage nach der Schlacht forderte die Stadt von den Reichsstädten «etlich schützen mit armbrosten und hantbüchsen . . ., die uns helffen und raten unser stat ze rettende und ze behaltende, denn als man uns seit und ouch gesehen hand, so ist des volks übertrefflich vil, fünfzig tusent ze ross. So hand wir ein wite zarge und nüt sovil lüten als dorczu notdurfftig were gegen dem volke».

Basel schickte bereits am 27. August zwei Barfüssermönche, die am ehesten vom Feind unbehelligt blieben, zum Dauphin nach Volkensberg, die seine Milde anrufen und ihn der Stadt günstig stimmen, auch freies Geleit für eine Deputation erheischen sollten. Der Stadt bot sich alsbald das Konzil als Vermittler an. Und so kam es bereits am 31. August zu einer pompösen Gesandtschaft — «in pulcherrimo apparatu» —, an der die Kardinäle Louis d'Allemand, Erzbischof von Arles, und Erzbischof Johann von Segovia, bekannte Prälaten, Bischof Friedrich zu Rhein von Basel, Burgermeister Hans Rot, Oberstzunftmeister Andreas Ospernell und verschiedene namhafte Burger Basels teilnahmen. Der Dauphin empfing die Deputation in Altkirch huldvoll und bereitete ihr grösste Ehren. Ueber die denkwürdigen Verhandlungen berichtet uns der trefflich orientierte Komtur von Isenheim in einem aufschlussreichen Schreiben an die Stadt Strassburg.

Danach schlug zunächst der Kardinal von Arles im Auftrage des Konzils mancherlei vor und führte aus, dass das Haus Frankreich stets die Kirche Gottes unterstützt und wiederhergestellt habe, so oft sie in Verwirrung geraten sei und daher der König von Frankreich der allerchristlichste genannt zu werden pflege. Nun wundere sich das heilige Konzil, das im heiligen Geist in Basel gesetzmässig versammelt sei, dass er selbst, der Herr Delphin, der Erstgeborene des Königs von Frankreich und einziger Erbe des Königreiches, der den Fusstapfen seiner Vorfahren folgen müsse, jetzt gekommen sei, die Stadt Basel einzunehmen, in der das heilige Konzil für den Glauben kämpfe und das eine Stadt des Friedens und der Güte sei und ganz voll von Gerechtigkeit und

Tugend, und wenn dies geschehe, so diene dies der vollkommenen Zerstörung des christlichen Glaubens wie der katholischen Kirche und gereiche dem Hause Frankreich zur ewigen Schande. Darauf machte auch der Bischof von Mondovì auf elegantem Französisch vielerlei Vorschläge und war von allen gern gehört und gesehen. Endlich antwortete der Dauphin, ohne sich vorher zu beraten. Er sei nicht gekommen, die Kirche Gottes in Verwirrung zu stürzen, die er selbst nach Brauch seiner Vorfahren mit seinem Blute zu verteidigen wünsche, sondern zur Vernichtung der Widersacher seines Bruders und Verbündeten, des Herzogs von Oesterreich, der neulich seine Schwester geheiratet habe (richtig: Sigismund war nur mit Radegund verlobt). Wenn die Stadt Basel Gegnerin des Herzogs von Oesterreich sei oder mit dessen Feinden verbündet, so müsse er sie darum einnehmen und zur Unterwerfung unter diesen Herzog zwingen. Daher verlange er, dass Basel den Bund mit den Eidgenossen breche, dem Dauphin Gehorsam leiste, Kriegsschäden bezahle und im übrigen verspreche, nichts gegen das Haus Oesterreich zu unternehmen. Dann wolle er sie in Frieden entlassen.

Am 1. September kehrte die Delegation nach Basel zurück, im Besitze eines Waffenstillstandes von acht Tagen zur Ausfertigung einer Antwort auf die Forderungen Ludwigs. Schon vorher wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen. Am 6. September erschienen Jean de Bueil und Gabriel de Bernes in Begleitung von fünfzig Reisigen in Basel, wo sie feierlich im Augustinerkloster empfangen wurden, von den gleichen Kardinälen, Prälaten, dem Basler Bischof und dem Basler Rat, Arnold von Rotberg, Andreas Ospernell, Heinrich Halbysen, Heinrich Zeigler, Conrat Künlin, sowie Magister Johann von Bachenstein, Jean Filiol, Propst von Grasse, dem Basler Offizial Johann Gemminger, ferner Vertretern von Bern und Solothurn. Nach einleitenden Worten Jean de Bueils stellte Gabriel de Bernes zwei Hauptforderungen an Basel, über die uns eine gleichzeitige Aufzeichnung erhalten ist:

«Des ersten, wie ir forchtsamer herr, der Delphin, also in das lant von sachen wegen gezogen wer und wuste nüt mit der statt Basel ze schaffende haben, denn guts, und wer also uff einen tag persönlich mit ettlichen den sinen für die statt geritten, dieselbe statt Basel ze besehen, hetten sich die von Basel als vigend gegen im und den sinen gestellet, zu im und den sinen mit büchsen und anderm und ettlich der sinen erschossen, dadurch ir herr und die sinen swerlich geschwächet weren worden, begerten die selben boten von des Delphins wegen umb schmach kerung und wandel.

Zem andern mal brachten sy für, wie von alter die statt Basel zu der kron von Frankrich in schirmwise gehört hett und hett ouch der Kron von Frankrich darumb getan jerlich, als dann sölichs in instrumenten und rodellen, so hinder der kronen ligen, clerlich verschriben wer. Nun wer aber dem künig von Frankrich und der kron vil in vergangenen jaren swär sachen zugefallen, da durch sy zu den und anderen rechtungen, so sy hett in tütschen landen, nit gewarten möcht. Begertend daruff die botten, dz die von Basel dem ouch nachkommen und der kron darumb thun wellen, als dann das von alter gewesen wer und die instrument und rodell wisend.»

Darauf betonten die Basler — wir folgen der gleichen zeitgenössischen Aufzeichnung:

«Uff die erst vorderung, dz inen vil und dik grosse warnung beschehen wer, wie ein gross volk keme, die statt Basel und ouch sy ze uberziehen und ze nötigen, also hett es sich gefügt, dz uff einen tag ein sölich frömdes volk der statt Basel zugezogen wer und etlich der iren an den grendeln erstochen, da hetten ouch ettlich der iren, die statt und ouch sy ze schirmen und ze weren, daruss geschossen und getruwtent nit, dz sy umb sollichs yemant keinen wandel schuldig werent.

Uff den andern artikel wart durch die selben botten von Basel ouch geantwurt, dz sy söllich forderung vast frömbd und unbillich neme; sy hetten ouch söllichs, dz sy deheinerley wegs zu der kron von Frankrich gehören söltend, nie me gehört, dann sy einen herrn hetten, der ir rechter natürlicher herr wer, und were das ir gnediger herr, herr Friderich bischoff zu Basel, der da ze gegen sässe, den sy ouch dafür erkenntend und gehörtend ouch sust zu niemanden und hetten ouch ganz mit niemant nüt ze schaffen, dann sovil, das sy einem römischen künig, so der uber berg ziehen wolt, mit funfzehen Gleven dienen soltend.»

In seinem Schreiben an die Reichsstände in Nürnberg vom 11. September wies Basel auf diese Prätensionen des Prinzen hin und bekräftigte nachdrücklich seinen Willen, beim Reiche zu verbleiben.

So kehrten die Franzosen nach Altkirch zurück. Nicht müssig, hatte hier der Dauphin die Antwort an den römischen König behandelt und nun wurden am 3. September die französischen Gesandten Amaury d'Estissac, Johann von Finstingen, Aymar de Poisieu dit Capdorat, Raoulin Regnault und Jacquemin de Bussières in Begleitung der kaiserlichen Boten nach Nürnberg abgefertigt.

Mittlerweile hatte Ludwig in Ensisheim, dem Mittelpunkt der österreichischen Verwaltung im Obern Elsass, seinen Sitz genommen, und hier wurden nun die Verhandlungen Mitte September von Vertretern des Konzils, dem Bischof von Basel, den Boten der wichtigsten Orte der Eidgenossenschaft während vollen acht Tagen fortgeführt. Das Ergebnis war ein doppeltes. Am 18. September nahm der Dauphin den Basler Bischof, Graf Hans von Thierstein und Rudolf von Ramstein, ihre Schlösser, Länder und Leute während des Waffenstillstands in seinen besonderen Schutz und liess dies durch den Wappenherold des königlichen Prinzen Arnaud Amanier d'Albret in Basel öffentlich verkünden. Am 20. September hingegen begann ein zwanzigtägiger Waffenstillstand, der vom Dauphin angenommen war. Er galt für Basel, Bern, Solothurn und ihre Verbündeten. Auf Wunsch des Dauphins übernahm es das Konzil, auch zwischen Oesterreich und Zürich sowie den Eidgenossen die Waffenruhe herzustellen. Bevollmächtigt vom Dauphin und vom Markgraf Wilhelm von Hochberg, dem Vertreter Oesterreichs, gab Gabriel de Bernes an diesem Tag allen Kapitänen der Armagnaken — «capitaneis gencium armorum et sagittarum», den Hauptleuten der Hommes d'armes und Archers, wie sie genannt werden — den Waffenstillstand bekannt.

Dieser stellte selbst nur die Präliminarien für einen dauerhaften Frieden zwischen dem Dauphin und den Eidgenossen dar. Aus der nun einmal eingenommenen Haltung des Prinzen scheint beinahe hervorzugehen, als ob er nie ernstlich im Sinne gehabt hätte, gegen die Eidgenossen zu Felde zu ziehen. Dafür spricht auch das von Guillaume de Villarsel an den Berner Schultheissen Rudolf Hofmeister, Ritter, gerichtete Schrei-

ben vom 22. Mai 1444, in dem jener diplomatische Agent der Stadt Bern schreibt, man könne für den Winter 1444 vor den Armagnaken ruhig sein, da sie nicht kämen. Die trefflichen Beziehungen des Berner Patriziates, dessen Söhne schon damals in königlich französischen Diensten standen und die Garde des Königs bildeten — «plures alii de Berna sunt in servicio regis Francie in magno statu et habent custodiam personae regis» — haben sichtlich bereits zu jener Zeit Frankreich für die Eidgenossen eingenommen.

Dank der Vermittlung des dem mächtigen Bern verpflichteten Herzogs Ludwig von Savoyen, der Grafen Johann von Freiburg - Neuchâtel, Marschalls von Burgund, und Johann von Aarberg-Valengin gingen die letzten Pourparlers zwischen Gabriel de Bernes und den Vertretern der Alten Orte rasch von statten. Anfang Oktober, zu einer Zeit, da Friedrich III., nach vergeblichen Verhandlungen, am 2. Oktober Kurfürst Ludwig Pfalzgraf bei Rhein zum Reichshauptmann ernannt und durch einen Aufruf den Reichskrieg gegen die Schinder erklärt hatte, setzten die Beratungen in Zofingen ein. Viele sehr angesehene und einflussreiche Männer der Eidgenossenschaft nahmen daran teil: Andreas Ospernell, Friedrich Schilling und Heinrich Halbysen von Basel, Rudolf Hofmeister, Schultheiss, Rudolf von Ringoltingen, Peter von Wabern von Bern, Peter Goldschmid, Ammann, und Eglof Etterlin von Luzern, Henman von Spiegelberg, Schultheiss, und Bernard de Mallerey von Solothurn, Heinrich Beroldinger von Uri, Wernher Annen von Schwyz, Johann Furer von Ob-, Jenni Zniderist von Nidwalden, Jodoc Spiller von Zug, Heinrich Wüst von Glarus. Die in Basel anwesenden Boten der Stadt Strassburg waren zu den Verhandlungen eingeladen. Am 21. Oktober wurde das gewichtige Friedensinstrument mundiert und von Basel, Bern und Solothurn mit ihren Siegeln bekräftigt. Erst später eröffnete man die Verhandlungen in Ensisheim. In Anwesenheit der Konzilsgesandten Johann von Bachenstein, Archidiakons von Zagreb und Apostolischen Auditors, und Dr. Jean Filiol, Propstes von Grasse, Klerikers der Apostolischen Kammer, ferner der zwei Abgesandten des Herzogs von Savoyen, Dr. Franciscus de Thomatis, Ritter, Präsident der Audiences générales des Herzogtums Savoyen, und Jean Champion, Rats und Hofmeisters Ludwigs von Savoyen, wurde der Vertrag verlesen und der Gegenvertrag am 28. Oktober vom Dauphin eigenhändig signiert und mit seinem grossen Reitersiegel versehen. Beide Verträge sind inhaltsgleich. Während das den Eidgenossen ausgehändigte Original von Ensisheim heute noch im Archiv Berns liegt, des damals führenden Ortes der Eidgenossenschaft, ist der Zofinger Vertrag nur in einer späten Kopie in Paris erhalten.

Das ungemein wichtige Instrument stellt sich dar als eine zwischen Frankreich und der Eidgenossenschaft abgeschlossene Freundschaftsallianz. Der Dauphin sichert darin den «insignes communitates» und ihren Verbündeten, auch Herzog Ludwig von Savoyen, den genannten Grafen von Neuenburg und Valengin, sowie Biel und La Neuveville seine Huld, Liebe, Freundschaft, guten Frieden und Eintracht. Vor allem gewährt er ihnen Sicherheit, Friede und Schadloshaltung und verleiht ihnen, ihren Bürgern, Untertanen, Kaufleuten usw. alle Sicherheit beim Betreten und Durchqueren und Bewohnen Frankreichs. Die hochbedeutsame Urkunde begründete das Jahrhunderte währende gegenseitige Freundschaftsverhältnis zwischen der Schweiz und Frankreich. Am

25. November wurde der Friede auf dem Basler Kornmarkt öffentlich proklamiert.

Die früher vielfach geäusserte Behauptung, wonach der Ensisheimer Vertrag gleichzeitig die erste Kapitulation zwischen der Eidgenossenschaft und Frankreich dargestellt habe, ist unzutreffend. Immerhin bot diese erste Allianz zwischen Frankreich und der Schweiz den Boden für spätere Militärverträge. Und gewiss ist, dass der Ensisheimer Vertrag beide Vertragspartner in ein enges Verhältnis brachte. D'Escouchy meint, dass die Schweizer nach erfolgter Ratifizierung des Instruments sich anerboten, dem Dauphin viertausend Mann Soldtruppen zu stellen, in Frankreich und anderswo, wo er sie immer zu brauchen wünsche — «apres lesquels conclusions et les traites ainsi faits et passez, s'offrirent les dessusdits Suisses de servir le Dauphin partout ou il les voudroit mener, avec quatre mille hommes, tant en France comme ailleurs, à son bon plaisir et là ou il luy plairoit de les avoir». Eine Bemerkung, die in ihrer allgemeinen Fassung das Richtige trifft.

Erst im Laufe des Winters 1445, nach bewährter Selbsthilfe der Bauern und Städter, kehrten die Schinder im März und April aus Elsass und Lothringen nach Frankreich zurück. Der Bürgerkrieg der Eidgenossen und die Auseinandersetzung mit Oesterreich aber wurden erst Jahre später beigelegt.

VII

Vom Nachruhm der Schlacht

Kein Ereignis der älteren Schweizer Geschichte aus der Zeit vor den Burgunderkriegen hat in Frankreich einen tiefern Eindruck gemacht als die Schlacht bei St. Jakob an der Birs. Bis dahin war der französischen Geschichtschreibung die Eidgenossenschaft der VIII Alten Orte eine fernliegende, beinahe unbekannte politische Grösse, mit der sie sich nie ernstlich auseinandergesetzt hatte. Das Heraufkommen der führenden Geschlechter der Urschweiz, das Ringen der Kantone um ihre Unabhängigkeit von dem feudalen Oestereich, die grossen Siege des eidgenössischen Fussvolks über den schwäbischen Adel — nur Sempach wird gelegentlich genannt —, die Festigung der Orte zu einem achtunggebietenden, über den engen kommunalen Rahmen bereits herauswachsenden Machtfaktor in der Reichspolitik, all das war ihr unbekannt, zumindest findet sie es nicht der Erwähnung wert. Noch viel zu sehr muss für den Franzosen des 13. bis frühen 15. Jahrhunderts die säkulare Auseinandersetzung zwischen den Orten und der Herrschaft eine Sache provinzieller Bedeutung gewesen sein, für die nicht einmal der Historiker des benachbarten Burgunds, der Freigrafschaft oder Savoyens ein Interesse übrig hatte. Mit der Schlacht vor Basels Toren änderte sich das schlagartig.

Selbst ein zeitgenössischer Bourgeois in Paris notiert sich nun in sein Tagebuch das bedeutende Ereignis. Die zeitgenössischen Geschichtschreiber der Franzosen aber widmen ihm vollends sehr einlässliche und wertvolle Ausführungen. Zwar ist bedauerlich, dass Jean de Bueil, der an dem verhängnisvollen 26. August den Oberbefehl über die Armee hatte und als einziger unter den zeitgenössischen Schriftstellern unmittelbar an

den Vorgängen beteiligt war, in seinem «Jouvencel» die Schlacht nur streift. Niemals — so urteilt er — dürfe ein Heer einem andern entgegenmarschieren, um die Schlacht zu erzwingen, da es sonst vernichtet werde. Vor Basel sei es den Schweizern so ergangen: «Une autre fois advint, devant Basle, que les Suisses se trouvèrent contre les François, et parce qu'ils marchèrent, les François les desconfirent». Weitaus die wertvollste französische Schilderung danken wir Mathieu d'Escouchy, der zu den best informierten Darstellern der Epoche zählt. Von untergeordneter Bedeutung sind daneben die oft nur kurzen und unpräzisen, gelegentlich irrigen Darlegungen anderer Franzosen, wie jene des Kantors zu Saint-Denis, Jean Chartier, oder von Jacques le Bouvier dit Berry, des ersten königlichen Herolds, ferner des unbekannten Verfassers der sog. Chronique Martinienne, des Historikers Burgunds, Basin, oder des bemerkenswerten Lütticher Chronisten Amelgard. Dem geradezu offiziösen d'Escouchy merken wir die durch die Allianz Frankreichs mit den Eidgenossen nach der Schlacht bedingte Hochschätzung der bis dahin so unbekannten Eidgenossen förmlich an, wenn er sie als sehr mächtige Kommunen bezeichnet — «les Suisses qui sont gens de communauté trespuissans et de haultain vouloir». Wertvollste Einzelheiten über die Schlacht sind seiner Schilderung zu entnehmen, und hier finden wir bereits die Ansätze zur Verherrlichung der eidgenössischen Knechte. Die Waffentat von St. Jakob ist selbst von einem französischen Dichter besungen worden. In seiner so hochinteressanten «Geschichte des Grafen Gaston IV. von Foix» hat Guillaume Leseur, der sonst unbekannte «domestique» des Prinzen, mitunter Gedichte eingestreut. Eines davon ist auf die Schlacht bei St. Jakob gedichtet. Da hören wir, wie der König nach dem Waffenstillstand mit England seine Kriegsleute, die Franzosen und Engländer, aus dem Königreich nach Lothringen und gegen die Deutschen führte. Vor Basel hätten sie sie besiegt, der Dauphin habe da grossen Ruhm geerntet:

«La trefve prise, le Roy fist desloger
Tous ses gendarmes pour ses pays soubsleger;
Hors du royaume les mena en Lorraine;
Françoys, Angloys fit ensemble marcher
Sur les Almans et les fit demarcher,
Lorsqu'il vainquit leur bataille en leur regne,
Jasoit qu'ils fussent gens autant que d'arene,
Mort leur livra là leur journée derrene (=dernière).
Par nos gens furent combatus devant Basle;
Là acquit bruyt de triumphe haultaine
Le bon Dauphin, de l'ost grand cappitaine;
Choc leur donna, qui fut bon, vert et masle,
Dont maint Almant demoura mort au hasle.»

Das Gedicht, das bei uns so gut wie unbekannt geblieben ist, stellt gewissermassen das Gegenstück zu dem bei Gilg Tschudi, dem grossen Schweizer Geschichtschreiber des 16. Jahrhunderts, erhaltenen «armen übelgerympten Bettellied» dar, einem allenthalben in Feindesland gesungenen Schmach- und Schimpflied des triumphierenden

Oesterreichs, auf die Eidgenossen. Diese uralte Art Spottpoesie war gerade im 15. und 16. Jahrhundert zumal zwischen Eidgenossen und Schwaben grosse Mode und hat bedeutende Dichter, aber auch manchen Poetaster lebhaft beschäftigt. Der Hohn des Siegers über den Unterlegenen, das über den toten Feind ausgegossene Gift des Hasses und der Schadenfreude, der Verachtung und des Uebermutes, ist charakteristisch für derlei Dichtung. Nichts dürfte allerdings die augenblickliche Stimmung, nichts die Meinung der Masse drastischer, vollkommener zum Ausdruck bringen als das Hohn- und Spottlied auf den Feind. Darin heisst es — soweit auf die Schlacht bezogen — folgendermassen:

«Si (die Eidgenossen) zugend gen Basel für die statt,
Mit fröuden und grossem schallen,
Der Delphin si empfangen hat,
Es kond inen nit gefallen.

Der Netstaler der wolt ritter werden,
An dem edlen blut,
Er trug zwey wisse crütz von perlen,
Und het ze stryten mut.

Darumb ist er ze tod erschlagen,
Ze Basel uff der heid,
Underm galgen lit er vergraben,
Das ist den Schwitzern leid.

Bi im ligt menger ruossiger pur,
Underm galgen begraben,
Das hands verdient an kilchen brennen,
Dieselben Schwitzer knaben.

Vor Varnsperg hub sich ein grosser strit,
Der wärt wol 10 stunden,
Von fruy bis an die vesperzit,
Hand d'Schwitzer wol empfunden.

Der Seiler von Zug was ouch daran,
Zürich wolt er gwünnen,
Der sold ward im ze Basel bar,
Dess ist er wol worden innen.

Nun losend ir Schwitzer jung und alt,
Es kost üch üwer leben,
Dass ir dem fürsten von Oesterrich
Sin land nit wider wend geben.

Die Schwitzer kriegen wider recht,
Das handts von einer falschen zungen,
Die der amman Reding treit,
Welt gott, er wer verbrunnen.»

Es ist merkwürdig, in der zeitgenössischen und etwas jüngeren antieidgenössischen deutschen Chronistik besitzen wir keine nennenswerte Schlachtschilderung. Um so bedeutsamer treten dafür schweizerische Erzähler in den Vordergrund. Die Basler Hans Brüglinger, Erhard von Appenweiler, Heinrich von Beinheim, die aus nächster Nähe die Schlacht verfolgten, hinterliessen in ihren Tagebüchern und chronikalischen Aufzeichnungen wertvollste Nachrichten über das Geschehnis. Vor allem aber Hans Fründ, der grosse Historiker des alten Zürich-Krieges, gestaltete in souveräner Kenntnis all der militärischen und politischen Ereignisse, Verwicklungen, Zusammenhänge des eidgenössischen Bürgerkrieges eine treffliche Schilderung. Ueber Gilg Tschudi ist sie im 18. Jahrhundert, als Iselin dessen Chronik durch den Druck verbreitete, schweizerischer Gemeinbesitz geworden. Damit hat sie das noch heute unübertroffene Schlachtgemälde Johannes von Müllers tiefgehend beeinflusst und ist so in die Geschichtsauffassung der Moderne eingedrungen.

Die urschweizerische Darstellung der Schlacht, die wir heute wieder zu Ehren ziehen, da sie im Kern der Wirklichkeit ungeheuer nahe kommt, besitzt freilich nicht den Glanz grosser Geschichtschreibung, einer Kunst, die die schweizerischen Chronisten nie gekannt haben, auch nicht den heroisierenden Schimmer, in dem wir die Helden von St. Jakob zu sehen gewohnt sind: immer noch beeindruckt von der Schilderung eines von Müller.

Dennoch fand das Ringen bei St. Jakob schon eine zeitgenössische adäquate Form, wie sie nur wenige Schlachten in der abendländischen Geschichte gefunden haben. Klassischen Mustern folgend, hat Aeneas Sylvius das heroische Geschehen bewusst antikisierend geprägt, und bis heute ist der von dem grossen Humanisten mit klassischer Dialektik geschilderte Ruhm der Helden lebendig.